

Schweiz: Ein Psychogramm des letzten Sonntags

# DIE WELTWOCHEN



Nummer 9 – 3. März 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Spezial  
Literatur**  
Kissinger, Grisham,  
Amélie Nothomb u. v. a.



# EGO

Treibstoff  
des Erfolgs



# Besuchen Sie die Zukunft.

Die Zukunft ist näher als Sie denken. In der Umwelt Arena Spreitenbach entdecken Sie die vielfältigsten Umweltthemen von ihrer spannendsten Seite: interaktiv werden Sie durch die Ausstellung geführt und lernen spielerisch die nachhaltigsten Energien der Zukunft kennen.

**Themenführungen, Indoor- und Outdoor Parcours für Testfahrten,  
Räumlichkeiten für Events: 056 418 13 00**  
[www.umweltarena.ch](http://www.umweltarena.ch)



Patronat: Kanton Aargau. Mit Unterstützung der W. Schmid Projekte AG.  
Hauptpartner:



Nach intensivem Abstimmungskampf und dem Nein zur Durchsetzungsinitiative wittern die vereinigten SVP-Gegner Morgenluft. Medien melden bereits eine «grosse Wende». Wie geht es weiter mit der erfolgsverwöhnten



Mit Vollbart zur Welt gekommen: Gerry Adams.

Partei? Unser Bundeshausredaktor Hubert Mooser berichtet über die Manöverkritik der Verantwortlichen, Politikchef Philipp Gut entdeckt in seiner Analyse des Abstimmungssonntags eine faszinierende Vielfalt. Von einem gespaltenen und zerrissenen Land, wie vielerorts geschrieben, könne keine Rede sein. Der Volkssport der direkten Demokratie eine die Nation, bei allen inhaltlichen Differenzen. Seite 16

Es häufen sich Meldungen über neue Steueroasen, die nicht die Schweiz betreffen. Attraktive Zufluchtsorte für Anleger, die Discretion suchen, liegen vor allem in einzelnen Gliedstaaten der USA. Die amerikanische Regierung, die in Steuerfragen gerne als Weltpolizist auftritt, lässt im eigenen Land also Spielregeln zu, die sie anderswo mit der ganzen Gewalt ihres riesigen Kapitalmarktes zu unterdrücken sucht. Aus Schweizer Sicht verfolgt man dieses doppelte Spiel natürlich besonders aufmerksam. Wir zeigen hier, wie das Bankgeheimnis «made in the USA» funktioniert und warum Schweizer aufpassen müssen, dass sie nicht plötzlich von einer neuen Forderungswelle der US-Steuerbehörden überrannt werden. Seite 38

Er sei schon mit Vollbart zur Welt gekommen und habe mit drei Jahren aufgehört, sich zu rasieren – so twitterte der irische Nationalistenführer Gerry Adams einmal seinen Followern. Tatsächlich ist der Vollbart das einzig coole Element des Mannes, der seit Jahrzehnten die Politik von Sinn Fein, dem politischen Arm der IRA, bestimmt. Ansonsten zeichnet sich der 67-Jährige durch Humorlosigkeit aus, wie *Weltwoche*-Redaktor Wolfgang Koydl feststellen konnte, der ihm als London-Korrespondent mehrmals begegnete. Besonders mimosenhaft reagiert Adams, wenn man seine mangelhaften Gälisch-Kenntnisse erwähnt. Adams behilft sich auf seine Weise: Sein genuscheltes Belfast-Englisch klingt genauso unverständlich wie die keltische Ursprache Irlands. Seite 42

Der ehemalige US-Aussenminister Henry Kissinger gehört zu den umstrittensten, aber auch faszinierendsten Politikern des letzten



Friedensbringer oder Kriegsverbrecher? Kissinger.

Jahrhunderts. War er ein Friedensbringer? Oder ein Kriegsverbrecher? Chefredaktor Roger Köppel hat sich in den ersten Teil der monumentalen Kissinger-Biografie des britischen Historikers Niall Ferguson gestürzt. Seine Analyse zu dem 1000 Seiten umfassenden Werk bildet den Schwerpunkt der Literaturbeilage im Kulturteil. Des Weiteren finden Sie dort unter anderem eine Einführung in die erotischen Gedichte des altrömischen Dichters Catull, ein Porträt des US-Bestsellerautors John Grisham und ein Interview mit dem erfolgreichen österreichischen Schriftsteller Michael Köhlmeier. Seite 52–65

Ihre *Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch  
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** www.weltwoche.ch  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
www.weltwoche.ch/abo  
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch  
**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi  
**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,  
Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,  
Hubert Mooser, Alex Reichmuth,  
Markus Schär, Claudia Schumacher,  
Florian Schwab

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Peter Holenstein, Mark van Huisseling  
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,  
Wolfram Knorr, Tom Kummer,  
Christoph Landolt, Dirk Maxeiner,  
Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller,  
Daniela Niederberger, Kurt Pelda,  
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,  
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,  
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,  
Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Nathan Beck (*Leitung*),  
Martin Kappler, Lukas Schmid (*Assistent*)

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*),  
Silvia Ramsay

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*),  
Viola Antunovits, Nadia Ghidoli, Rita Kempter,  
Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*),  
Inga-Maj Hojaij-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*),  
Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

**Online-Vermarktung:** Adextra

**Tarife und Buchungen:** infoAadextra.ch

**Druck:** Print Media Corporation, PMC,  
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

# Von Istrien über Dalmatiens Küste bis nach Montenegro

mit unserer MV Princess Eleganza ❄️❄️❄️



Es het solangs het  
**Rabatt\***  
**bis Fr. 500.-**  
\*Abhängig von Auslastung,  
Saison, Wechselkurs

## Opatija–Zadar–Split–Hvar–Dubrovnik–Kotor

**11 Tage ab Fr. 1990.-**

Rabatt von Fr. 500.- abgezogen, 05.10., Hauptdeck hinten, (ohne Flug)  
inkl. alle 12 Ausflüge im Wert von Fr. 400.-

- Postojna-Höhle in Slowenien
- Bucht von Kotor
- Fluss «Rijeka Crnojevica» und Skadarsee
- Keine Nachtfahrten

Tag	Destination	Programm/Ausflug
1	Schweiz–Opatija	Direktflug von Zürich mit Adria Airways nach Ljubljana (Slowenien). Bustransfer mit Zwischenhalt zur Besichtigung der Postojna Höhle. Einschiffung. Abendessen an Bord.
2	Opatija–Insel Rab	«Leinen los!». Ankunft in Rab. Rundgang durch die malerische Altstadt. Ind. Abendessen.
3	Insel Rab–Zadar	Weiterfahrt nach Zadar. Rundgang durch die Altstadt. Individuelles Abendessen.
4	Zadar	Busausflug zum Zrmanja Canyon. Fahrt durch den Canyon bis Obrovac. Busfahrt zu traditionellem Gasthof. Imbiss mit einheimischen Spezialitäten. Rückfahrt. Abendessen an Bord.
5	Zadar–Skradin–Šibenik	Fahrt entlang der Kornati Inseln. Besuch der Wasserfälle von Krka, ab Šibenik Ausflug zum «Skradinski Buk». Rückkehr zum Schiff. Rundgang durch die Altstadt von Šibenik. Abendessen an Bord.
6	Šibenik–Split	Stadtrundgang mit Besuch des Diokletianpalastes in Split. Freizeit und ind. Abendessen.
7	Split–Insel Hvar / Stari Grad	Fahrt zur Insel Hvar mit Badestopp im Nationalpark «Pakleni Otoki». Ab Stari Grad Bustransfer und Altstadtrundgang in Hvar. Freizeit, Rückfahrt zum Schiff, Abendessen.
8	Insel Hvar / Stari Grad–Insel Korčula	Weiterfahrt in Richtung Korčula. Badestopp in Lovista. Spätnachmittags Ankunft in Korčula, dem angeblichen Geburtsort von Marco Polo. Individuelles Abendessen.
9	Insel Korčula–Dubrovnik (Gruž)	Fahrt nach Dubrovnik, auch «Perle der Adria» genannt. Nachmittags Rundgang durch die mittelalterliche Altstadt, seit 1979 UNESCO-Weltkulturerbe. Abendessen an Bord.
10	Dubrovnik–Kotor (Montenegro)	Weiterfahrt und Einfahrt in die berühmte Bucht von Kotor. Rundgang durch die Altstadt mit Besichtigung der St. Triphons Kathedrale. Kapitän-Dinner.
11	Kotor	Busfahrt zum Fluss «Rijeka Crnojevica» im Nationalpark. Von Virpazar Bootsfahrt inkl. Mittagessen. Besichtigung von Cetinje mit Besuch Königspalast. Apéro an Bord. Individuelles Abendessen.
12	Kotor–Schweiz	Ausschiffung, Transfer zum Flughafen Podgorica. Direktflug mit Montenegro Airlines.

Alle Ausflüge im Preis inbegriffen | Programmänderungen vorbehalten | Partnerfirma: Marko Polo Nautica

Kotor–Opatija (11 Tage) Gleiche Reise, 1 Tag weniger in Zadar.

MV Princess Eleganza\*\*\*\*



### MV Princess Eleganza\*\*\*\*

Schiff mit Platz für 36 Gäste in persönlicher und familiärer Atmosphäre. Kabinen mit zwei Einzelbetten oder einem Doppelbett mit separaten Matratzen, Dusche/WC, Föhn, TV, Minisafe und Klimaanlage. Die Kabinen auf dem Ober- und Promenadendeck verfügen über Fenster zum Öffnen. Auf dem Hauptdeck haben sie kleine, nicht zu öffnende Bullaugen, jedoch eine regulierbare Frischluftzufuhr. Bordausstattung: Restaurant, kleine Bar im Salon, teilweise überdachtes Sonnendeck und Promenadendeck. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. **Nichtraucherschiff** (Rauchen im gekennzeichneten Aussenbereich erlaubt).

### Reisedaten 2016 Es het solangs het Rabatt

Opatija–Kotor 12 Tage  
21.05.–01.06.\* **400** 13.08.–24.08. **400**  
02.07.–13.07.\* **400** 24.09.–05.10. **400**

Kotor–Opatija 11 Tage  
01.06.–11.06.\* **400** 24.08.–03.09. **400**  
13.07.–23.07. **400** 05.10.–15.10. **500**

\* nur noch wenige Kabinen verfügbar

### Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

	11Tage	12Tage
2-Bettkabine Hauptdeck hinten	2490	2680
2-Bettkabine Hauptdeck	2890	3080
2-Bettkabine Oberdeck hinten	3290	3480
2-Bettkabine Oberdeck vorne	3390	3580
2-Bettkabine Master Oberdeck	3690	3880
Einzelkabine Oberdeck	3990	4180
2-Bettkabine Promenadendeck	3890	4080
Zuschlag Alleinbenutzung HD	1190	1280
Zuschlag Alleinbenutzung OD	1390	1480
Flug Zürich–Ljubljana/Podgorica–Zürich v.v. inkl. Taxen und Gebühren	490	490

Kreuzfahrt inkl. Mahlzeiten gemäss Programm, alle Ausflüge.  
Details im Internet oder Prospekt verlangen.

Weitere Reisen nach Kroatien und Montenegro mit  
MV Paradis und MV Thurgau Dalmatia  
finden Sie unter [www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Fluss «Rijeka Crnojevica», Montenegro



Online buchen und sparen  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Verlangen Sie Evelyn Kocsis  
Gratis-Nr. 0800 626 550



**Thurgau Travel**  
Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5, 8570 Weinfelden,  
Tel. 071 626 55 00, [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)

## «Pfefferscharf»

Heiterkeit in Bundesbern.  
«Pfefferscharfe»  
Versprechungen.  
Von Roger Köppel

Das erstaunlichste Resultat der Abstimmung vom letzten Wochenende ist der neue schweizweite Konsens über die Dringlichkeit, verurteilte schwerkriminelle Ausländer obligatorisch auszuweisen. Ich kann mich nicht erinnern, dass wir uns punkto Ausländerkriminalität jemals so einig gewesen wären, von der SP-Justizministerin bis hin zum «SVP-Troll», wie es im hitzig geführten Abstimmungskampf hiess. Selbst hartgesotene Linke in rosaroter Unterwäsche scheinen auf einmal wie versessen darauf, schwerkriminelle Ausländer des Landes zu verweisen. Sie alle versprechen eine «pfefferscharfe» Umsetzung des neuen Paragrafen, den eine Mehrheit bei hoher Stimmbeteiligung unter internationalem Applaus bestätigte.

So viel Einigkeit war nie. Bei den Zielen herrschte Übereinstimmung, uneins war man sich lediglich bei den Massnahmen, die zum Ziel führen sollen. Das ist neu. Noch vor fünf bis zehn Jahren stand die Volkspartei allein, wenn sie eine konsequentere Bekämpfung der steigenden Ausländerkriminalität verlangte. Diesmal gaben alle vor, das Problem erkannt zu haben und lösen zu wollen. Man stritt über juristische Expertenfragen. Das Verblüffendste war: Die hervorragend mobilisierten Gegner der SVP besiegten die SVP mit einem SVP-Thema im SVP-Stil, zum Teil sogar noch härter. Wenn es stimmt, dass das Plagiat die höchste Form der Anerkennung ist, stellt sich die Frage, wer am letzten Wochenende eigentlich gewonnen hat. Alle sind ein bisschen SVP.

Es war eine weitere Sternstunde der direkten Demokratie. Die Bedenkenträger, die das Volk für unfähig halten, komplexe Sachfragen zu entscheiden, irren. Die Schweiz bleibt das einzige Land, in dem das Volk mit solcher Offenheit kontrovers argumentiert und dann entscheidet. Bundesrätin Sommaruga lobte die «Reife» des Stimmbürgers, weil ihr ausnahmsweise das Resultat gefiel. Man mag ihr die Freude gönnen. Auch das ist das Schöne, weil Versöhnliche an unserem System: Die Verlierer von gestern können sich morgen wieder als Gewinner fühlen. Das macht glücklich und verhindert Revolutionen. An der Reife und Weisheit des Volks ist allerdings auch dann nicht zu zweifeln, wenn sich Bundesräte über das Ergebnis wieder ärgern.

Die gelegentliche Gehässigkeit der Auseinandersetzung stand in merkwürdigem Kon-



«Alle sind ein bisschen SVP.»

trast zur weitgehenden Deckungsgleichheit der Absichten, nämlich kriminelle Ausländer «obligatorisch» auszuweisen. Könnte es sein, dass die SVP-Gegner vor allem deshalb zu den schweren Waffen der Polemik griffen, weil sie heimlich ahnten, wie eng sie der Volkspartei thematisch inzwischen folgen? Die Psychologie spricht vom «Narzissmus des kleinen Unterschieds», wenn geringfügige Differenzen zu besonders giftigen Konflikten führen. Anders als es im verdienten Rausch des Erfolgs die Sieger sehen wollen, brachte der Sonntag keinen showdownmässigen Richtungsstreit wie beim EWR. Damals prallten zwei unversöhnliche Positionen aufeinander. Diesmal



ging es, wie gesagt, um Meinungsunterschiede bei der Festlegung eines Gesetzes auf der Grundlage eines Verfassungsartikels, den zu respektieren die beiden Lager sich gegenseitig immer wieder versicherten.

Es war ein Kampf von David gegen Goliath. Goliath gewann. Die SVP stand einer grossen Koalition von Freisinn, Gewerkschaften, Mitte, links und Medien gegenüber. Die nationale Front der SVP-Gegner finanzierte gemäss NZZ eine potente Zweckgemeinschaft mit der Gewerkschaft Travail Suisse und den Industrieverbänden Interpharma und Swissmem. Man kann es auch als Fortschritt sehen, wenn die Klassenfeinde von einst heute so ungezwungen miteinander in die Federn steigen. Der parteiübergreifende Kampfverband bündelte rund 70 Prozent der Stimmen im Parlament und holte knapp 60 Prozent an der Urne. Gemessen daran können sich die 41 Prozent der 30-Prozent-Partei SVP mehr als sehen lassen.

Die Sieger spüren bereits den Druck, ihre «pfefferscharfen» Versprechen einzulösen. Bundesrätin Sommaruga sagte vor Zeugen im Fernsehen, dass die ominöse «Täterschutzklausel» bei schweren Delikten wie Mord oder Vergewaltigung «nie» zur Anwendung kommen werde. Unter dem Gesichtspunkt der Gewaltenteilung war diese Vorgabe einer Justizministerin an die Richter bemerkenswert forsch. Am Ende zählt nur eine Frage: Werden es die Abstimmungsgewinner fertigbringen, die heute 500 Ausweisungen jährlich mit ihrem Gesetz plus Härtefallklausel, wie angekündigt, auf 4000 zu steigern? Die SVP steht mit gezückten Taschenrechnern bereit. Ändert sich nichts, wird die Volkspartei an den nächsten Wahlen wahrscheinlich zulegen.

Auffällig gute Laune herrscht derzeit in Bundesbern. Die direkte Demokratie kann bittere Enttäuschungen, aber eben auch ausgleichende Gerechtigkeit bescheren. Wir wollen die Heiterkeit nicht trüben, aber ein paar Beunruhigungen bleiben. Es ist nicht gut, wenn das Parlament beim Gesetzeschmieden Kernbestandteile eines Verfassungsartikels einfach kippt, um eine neuerliche Volksabstimmung zu provozieren, die dann mit Getöse zur nationalen Vertrauensfrage über den Rechtsstaat aufgeblasen wird.

Rechtsstaat heisst in der Schweiz, dass die Bürger bestimmen, was gilt, und zwar bitte schon beim ersten Mal. Das Selbstverständliche ist nicht mehr selbstverständlich. Erfolg macht übermütig. Warum nicht gleich die Masseneinwanderungsinitiative durch den Fleischwolf drehen?

Fleissig sägen sie an den Säulen der direkten Demokratie. Im letzten November entschied das Bundesgericht, die Personenfreizügigkeit mit der EU stehe über dem Volksentscheid gegen die ungebremste Zuwanderung. Das Volk entscheidet, aber die Richter bestimmen. Der Schweiz stehen weitere Machtkämpfe bevor.



Zwischen den Stilen: Lucinda Williams. Seite 68



Von Visp nach Brig: Gianni Infantino. Seite 34



Steuerose für die ganze Welt: Seite 38



Entwarnung: südlich von Fukushima. Seite 32

## Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentar Monopoly mit Leuthard
- 9 Im Auge Melania Trump, first problem
- 10 Prävention Strafe für alle
- 10 Schweiz Das bessere Volk
- 11 Kunst Saft des Lebens
- 11 Hollywood Sträflich spät
- 12 Zweimal Mutter plus Vater gleich Kind  
Skeptiker warnen vor dem Gentransfer
- 14 Nachrufe Peter Lustig, Bruno Zuppiger
- 14 Personenkontrolle Burkhalter, Sommaruga, Schneider-Ammann, de Watteville, Haller, Defago etc.
- 16 Psychogramm eines Sonntags  
Hat das SVP-Begehren das Land wirklich gespalten?
- 18 Schriller Weckruf  
Wie die SVP auf die Siegerstrasse zurückfinden will
- 20 Die Deutschen Anarchie jetzt!
- 20 Wirtschaft Ruhe nach dem Sturm
- 21 Brief aus Berlin Tisch in Flammen
- 22 Mörgeli Fehlschüsse der obersten Schützin
- 22 Bodenmann Volk macht aus SVP Juso-Rösti
- 23 Medien Service public für die Welt
- 23 Gesellschaft Kehrtwendungen
- 24 Darf man das? / Leserbrief

## Hintergrund

- 26 Warten auf die Wende  
Bundesrat Alain Berset und die flankierenden Massnahmen
- 28 Noth gibt Anlass zur Sorge  
Oberst Jürg Noth, Kommandant des Grenzschutzkorps
- 30 Allein im Gegenwind  
Planwirtschaft in der Schweizer Energiepolitik
- 32 Fukushima Entwarnung unerwünscht
- 34 Meinem Nachfolger viel Glück!  
Sepp Blatter gratuliert Fifa-Präsident Gianni Infantino
- 36 Schweiz Corrado Pardini über «rechte Umstürzler»
- 37 Europa Der «Gutmensch» ist kein guter Mensch
- 38 Bankgeheimnis made in the USA  
Das Doppelspiel der US-Steuerbehörde
- 41 Finanzplatz Direkter Draht
- 42 Gerry Adams' letzter Triumph  
Irlands Alt-Revolutionär und seine Sinn-Fin-Partei
- 44 Ego – Treibstoff des Erfolgs  
Rehabilitierung eines verpönten Begriffs
- 47 Glyphosat Kampagne nach Drehbuch
- 48 Zeitbombe Mann  
Migranten verändern das Gleichgewicht der Geschlechter
- 50 Fremde Früchte  
Die Hälfte der Schweizerinnen und Schweizer ist untreu



Rausch und Vergessen: Autorin Amélie Nothomb. Seite 60

## Stil & Kultur

52 Stil & Kultur Friedrich Glauser

54 Bestseller

### 54 Von Hitler bis Vietnam

Henry A. Kissingers Biografie, eine faszinierende Ehrenrettung

57 Schweizer Klassiker Der «Schweizerspiegel» von Meinrad Inglin

### 58 «Weshalb hält man uns für Intellektuelle?»

Neuer Wurf von Schriftsteller Michael Köhlmeier

60 Literatur Die belgische Schriftstellerin Amélie Nothomb

62 Thriller «Der Gerechte» von John Grisham

63 Sprache Der Papst sollte für korrektes Latein beten

64 Neue Bücher Luthers Dämonisierung

65 Lyrik Der römische Dichter Catull

66 Top 10

66 Kino «Trumbo»

67 Jazz Ralph Alessi

### 68 Songs, die in der Ferne verschwinden

Im nächsten Jahr ist der Grammy für Lucinda Williams fällig

70 Namen Flott über den Julier

71 Hochzeit Ashraf Habib und Leydi Hernandez

71 Thiel Kampfkühe

72 Wein Dézaley Médinette Grand Cru 2003

72 Zu Tisch Taverne zum Schäfli, Wigoltingen

73 Auto Skoda Superb Limousine Style 2.0 TDI

74 MvH trifft Christian Keller, Filmemacher

## Autoren in dieser Ausgabe

### Sepp Blatter



In seiner Ära als Fifa-Präsident von 1998 bis 2016 wurde aus dem verschuldeten Weltfussballverband eine hochrentable

Organisation. In seinem Essay wünscht der Walliser seinem Nachfolger Gianni Infantino viel Glück. Seite 34

### Corrado Pardini



Der SP-Nationalrat ist Chef des Industriesektors innerhalb der Gewerkschaft Unia. Er warnt, dass die Schweiz mit der Frankenstärke ihren

Wohlstand riskiere und dass die Sozialpartnerschaft heute dringender denn je benötigt werde. Seite 36

## Das Weltwoche-«Taschenheft».

Mit den Weltwoche-Apps für das iPhone oder das Android-Smartphone haben Sie auch unterwegs die Weltwoche immer dabei.



DIE WELTWOCH



# Hotelcard Schweizer Top-Hotels zum halben Preis

Seit sechs Jahren gibt es das Halbtax-Abo für Hotels. Damit zahlen Sie in mehr als 550 Hotels nur die Hälfte – und zwar wann, wo und so oft Sie wollen. *Weltwoche*-Abonnenten erhalten die Hotelcard zum Sonderpreis.

Endlich Frühling! Machen Sie Ihren nächsten Ausflug zu einem unvergesslichen Erlebnis in einem unserer über 550 Top-Hotels. Ob im Berghotel für Wanderlustige, in der charmanten Familienherberge oder in der Wellnessoase: Mit der Hotelcard finden Sie im Sommer und im Winter Ihren Lieblingsort zum halben Preis.

Die Hotelcard überzeugt durch einfachste Handhabung. In nur drei Schritten ist alles erledigt:

- Auf [www.hotelcard.ch](http://www.hotelcard.ch) passendes Hotel aussuchen
- Buchungsanfrage absenden
- Hotelcard beim Check-in vorweisen

Und das Beste: Ihre Partnerin oder Ihr Partner kann Sie jederzeit begleiten, denn für die Buchung eines Doppelzimmers genügt eine einzige Karte!

#### Vorteile auf einen Blick:

- Über 550 Top-Hotels
- Viele Vier- und Fünfsternehotels
- Hotels im Jahresdurchschnitt zu 75 Prozent zum halben Preis buchbar
- Bestpreis-Garantie in allen Hotels
- Beliebig oft einsetzbar
- Doppelzimmer mit einer einzigen Karte buchbar
- Kein Konsumationszwang
- Kein Mindestaufenthalt

#### Platin-Club-Spezialangebot

##### Hotelcard – Das Halbtax für Hotels

##### Sonderpreis für *Weltwoche*-Abonnenten:

- 1 Jahr für Fr. 75.– (statt Fr. 95.–)
- 2 Jahre für Fr. 140.– (statt Fr. 165.–)
- 3 Jahre für Fr. 205.– (statt Fr. 235.–)

##### Bestellung:

Unter [www.hotelcard.ch/weltwoche](http://www.hotelcard.ch/weltwoche) oder Telefon 0848 711 717  
Bitte Rabattcode «Weltwoche» erwähnen

##### Informationen:

Hotelcard AG, Burgstrasse 20  
3600 Thun  
[www.hotelcard.ch](http://www.hotelcard.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)





# Monopoly mit Leuthard

Von Florian Schwab — Die undurchsichtige Informationspolitik zum Joint Venture von Ringier, SRG und Swisscom lässt befürchten, dass ein staatliches Medienkonglomerat aufgebaut werden soll.



Geist der Planwirtschaft: Bundesrätin Leuthard.

Am Dienstag hat das Bundesamt für Kommunikation (Bakom) unter Bundesrätin Doris Leuthard (CVP) das sogenannte Joint Venture (JV) durchgewinkt. Bereits im Dezember hatte die Wettbewerbskommission (Weko) das Gebilde aus wettbewerbsrechtlicher Sicht gutgeheissen, das SRG-Generaldirektor Roger de Weck, Swisscom-Chef Urs Schaeppi und Ringier-CEO Marc Walder letzten Sommer aus der Taufe gehoben hatten. Nur: Welche Daten die drei Firmen genau erfassen und wie sie diese vermarkten wollen, ist bislang unbekannt. Konsumenten sind um den Datenschutz besorgt, während die verbleibenden privaten Medienunternehmen ein Monopol im Werbemarkt unter dem Diktat der SRG befürchten.

## Feigenblatt für die Machtballung

Derlei Bedenken versuchen die Erfinder zu zerstreuen: Man werde «nur anonymisierte und aggregierte Daten verwenden», keine persönlichen, sagte Swisscom-Chef Schaeppi im September. Später sandte Roger de Weck Rauchzeichen in die Medienbranche: Die SRG wolle «mit fairen Kooperationen» den «Medienplatz im internationalen Wettbewerb stärken».

Die privaten Medienhäuser gaben sich nicht zufrieden. Sie verlangten Einblick in das Bakom-Genehmigungsverfahren, welche das JV dem Amt vorgelegt hatte. Vergebens: Die

Staatsbetriebe, die gerade noch Offenheit und Kooperation beschworen hatten, beriefen sich auf «Geschäftsgeheimnisse», als wären sie eine private Firma. Und das Bakom kuschte.

Die Konkurrenz soll offenbar partout nicht erfahren, was man im Schilde führt. Welche Daten erfasst das JV? Wem verkauft es diese zu welchen Bedingungen? Ist die Strategie auf Verdrängung der restlichen Privaten angelegt, mit Fernziel eines staatlichen Medienkonglomerats? Sollen Bestrebungen zur Swisscom-Privatisierung im Keim erstickt werden? Solche Fragen hätte auch die zuständige parlamentarische Kommission gerne gestellt. Doch nicht einmal die Vertreterin des Mehrheitsaktionärs, der Bevölkerung, wurde über die Details der Vermarktungsplattform informiert, bevor diese von Bundesrätin Leuthard gutgeheissen wurde.

Mangels konkreter Informationen bleibt den Konkurrenten nichts anderes, als die angekündigte Werbepartnerschaft nach dem sie umgebenden Geruch zu beurteilen. Und dieser ist nicht eben erfreulich. Aufhorchen lässt die Begründung, es gehe darum, den «Schweizer Werbefranken in der Schweiz» zu behalten, gegen Google und Facebook. Mit guten Gründen hat die Schweiz auf solche Industriepolitik bislang verzichtet. Die Entstehungsgeschichte des Projekts atmet den Geist der Planwirtschaft. Mit dem Sachverhalt vertraute Personen versichern, ursprünglich seien die beiden Staatsbetriebe SRG und Swisscom auf ihre oberste Chefin, Bundesrätin Leuthard, zugegangen mit dem Vorschlag einer Zweierpartnerschaft. Die Bundesrätin erkannte, dass die kommerzielle Ausschachtung von womöglich hoheitlich gewonnenen Kundendaten durch öffentliche Firmen heikel sein könnte. Also regte sie an, als Feigenblatt für die staatliche Machtballung doch einen Privaten dazuzunehmen.

Als die Weko im November kurz davor stand, das Ansinnen wegen wettbewerbsrechtlicher Bedenken zu verbieten, intervenierte Bundesrat Johann Schneider-Ammann (FDP) im Auftrag seiner Kollegin Leuthard bei Weko-Präsident Vincent Martenet (was freilich beide bestreiten). Jedenfalls stiess die Kommission die Empfehlung ihrer eigenen Fachleute um und winkte das Joint Venture trotz gegenteiligem Antrag durch, wie die *Weltwoche* aus sicherer Quelle weiss. Man ahnt das Unbehagen, das private Medienunternehmer angesichts dieser Phalanx aus Staatsbetrieben und Bundesrat überkommt.

# Getrennte Badezimmer



Melania Trump, first problem.

Jackie Kennedy oder Michelle Obama erfanden sich als eigenständige First Ladies, Barbara Bush dominierte zwei Präsidenten, Mann und Sohn, Hillary Clinton kehrt vielleicht als *the first Mrs. President* ins Weisse Haus zurück. Verglichen mit ihnen, ist Melania Trump, 45, die Gattin Nummer drei des lärmigen republikanischen Anwärters, ein stilles Wasser. Sie äussert sich nicht zu politischen Fragen. Öffnet sie die aufgespritzten Lippen, kommt ein rasselnder balkanischer Akzent heraus. Mrs. Trumps Rolle haben die Wahlkampf-Spindoktoren noch nicht gefunden. Mr. Trumps Achillesferse sind die Frauen. 63Prozent mögen ihn angeblich nicht, eine Reaktion auch auf seine frauenfeindlichen Sprüche. Er mag Einwanderer nicht, aber von der Slowenin Melania ist er hingerissen – wie schon damals von der Tschechin Ivana, der verflorenen Ehefrau Nummer eins. Melania traf er erstmals 1998 auf einer Party im New Yorker «Kit Cat Club». Der zweifach geschiedene Immobilien-Tycoon musste dem 24 Jahre jüngeren Supermodel aufwendig den Hof machen, ehe es ihn sieben Jahre später heiratete – des Geldes wegen, wurde Melania nachgesagt. Als Hochzeitgäste posierten mit den Trumps Arm in Arm auch Bill und Hillary Clinton, Donalds heutige demokratische Rivalin. Die langbeinige Braut hiess ursprünglich Melanija Knavs und verdeutschte ihren Namen zu Melania Knauss, nachdem sie mit sechzehn ihr slowenisches Heimatstädtchen Sevnica im damals kommunistischen Jugoslawien verlassen und in Mailand eine raketenhafte Karriere in der Modebranche gestartet hatte. Seit neun Jahren ist sie Mutter des Trump-Sprösslings Barron Williams, der über eine eigene Kinder-Etage im Trump Tower in Manhattan verfügt, und lässt als *full-time mom* keine Nanny an ihn heran. Sie wäre die erste im Ausland geborene Präsidentengattin seit 1825, seit John Quincy Adams' britischer Frau Louisa. Melania zähmte ihren Macho, indem sie ihm die Haare schnitt – sie kennt also das Staatsgeheimnis seiner toupierten Frisur. Der Schlüssel zur Dauerhaftigkeit ihrer Liebe, verrät sie, seien «getrennte Badezimmer». *Peter Hartmann*

## Strafe für alle

Von Alex Reichmuth — Wegen zu vieler Suizide will der Bund den Bezug von Arzneien erschweren.

Auf keine andere Art macht sich ein Lehrer bei seiner Schülerschaft so schnell unbeliebt, wie wenn er Kollektivstrafen verhängt. Einige Kinder stören den Unterricht? Alle müssen eine Strafarbeit schreiben! Ein paar Schüler schwänzen eine Schulstunde? Der geplante Klassenflug wird gestrichen!

Während Strafen für alle im Schulunterricht längst verpönt sind, sind sie bei staatlichem Handeln geradezu en vogue. Weil einige wenige Leute nicht mit Alkohol umgehen können, schränkt der Staat den Verkauf von Bier, Wein und Spirituosen ein – für alle Konsumenten. Weil einzelne Personen am Steuer zum Rasen neigen, werden überall Blechpolizisten aufgestellt, um sämtliche Autofahrer selbst bei kleinsten Tempoüberschreitungen mit Bussen zu piesacken. Weil ein Teil der Bevölkerung einem ungesunden Lebensstil frönt, muss die gesamte Bewohnerschaft der Schweiz staatliche Erziehungspropaganda über sich ergehen lassen.

### Häufiger zum Arzt

Der neueste Streich obrigkeitlicher Bevormundung stammt – wenig überraschend – vom Bundesamt für Gesundheit (BAG). Dieses will einen «Aktionsplan» gegen Suizide starten. Letzte Woche wurde der Plan in die Vernehmlassung geschickt. Das BAG will die Zahl der Selbsttötungen durch Information, Sensibilisierung und Hilfsangebote reduzieren. In erster Linie aber will das Amt Medikamente schwerer erhältlich machen. Denn vor allem Frauen greifen oft zu Schmerzmitteln und Psychopharmaka, wenn sie sich töten wollen. Also sollen bisher frei erhältliche Medikamente rezeptpflichtig werden. Zudem sollen bereits rezeptpflichtige Mittel restriktiver verschrieben und in kleineren Packungsgrößen abgegeben werden.

Weil eine Minderheit Medikamentenmissbrauch in extremis betreibt, werden also alle Arzneimittelbezüger bestraft: Sie müssen künftig bei jeder Bagatellerkrankung zum Arzt gehen, damit dieser ihnen ein Mittel verschreibt. Und sie müssen andauernd Apotheken aufsuchen, um Medikamente in Kleinstpackungen zu beziehen. Bestraft werden auch alle Prämienzahler, weil der Mehraufwand die Gesundheitskosten in die Höhe treiben wird.

Was kommt als Nächstes? Eigentlich müsste das Bundesamt für Gesundheit auch den Verkauf von Messern und Seilen einschränken. Denn auch damit kann man sich umbringen.

## Das bessere Volk

Von Alex Baur — Als der marxistische Ideologe Antonio Gramsci in einem italienischen Gefängnis den Begriff der «Zivilgesellschaft» prägte, dachte er nicht an Demokratie.



Leitfigur der «Zivilgesellschaft»: Marxist Gramsci.

Ein Gespenst geht um im Schweizerlande, das Gespenst der Zivilgesellschaft. «Durchmarsch der Zivilgesellschaft» titelte etwa die NZZ zur unerwartet deutlichen Abfuhr, die der Souverän der SVP-Durchsetzungsinitiative erteilt hatte. Auch Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) liess ihrer Begeisterung freien Lauf: «Wir haben ein beeindruckendes und in dieser Form neues Engagement der Zivilgesellschaft erlebt.» Gemäss *Tages-Anzeiger* «entdeckt die Schweiz eine alte Heldin neu: die <Zivilgesellschaft>».

Gibt man das Stichwort «Zivilgesellschaft» bei der Schweizerischen Mediendatenbank (SMD) ein, bekommt man allein für das laufende Jahr Verweise auf 486 Artikel – aber kaum eine Erklärung, worum es sich bei diesem ominösen Gebilde handelt. Offenbar sind irgendwie jene 59 Prozent der Stimmbürger gemeint, welche die SVP-Initiative ablehnten. Die 59 Prozent des Tessiner Volkes, die ein Ja in die Urne legten, bewegen sich demnach ausserhalb der Zivilisation. «Die sogenannte Zivilgesellschaft», erklärt uns der *Willisauer Bote*, das sei «eben das andere Volk».

Die Akteure der Zivilgesellschaft, lesen wir in der *Berner Zeitung*, sind «Juristen, Studenten, Künstler, aber auch ganz normale Bürgerinnen und Bürger». Gemäss SRF handelt es sich um ein Konglomerat von «gesellschaftlichen Selbst-

organisationen» ausserhalb der etablierten politischen Strukturen, die sich mit Protestaktionen namentlich über soziale Medien in die politische Debatte einbringen. Das gilt aber offenbar nur für einen bestimmten Typus alternativer Politik. Gemäss dem Selbstverständnis der Freiburger Geschichtsstudentin Flavia Kleiner, die gleichsam aus dem Nichts auferstandene Leitfigur dieser Zivilgesellschaft, haben wir es mit einem «Aufstand der Anständigen» zu tun. Konservative Bürgerbewegungen wie etwa die EU-kritische Auns sind damit wohl kaum gemeint.

### Avantgarde des Klassenkampfes

Ein klares Konzept von der «Zivilgesellschaft» hatte indes der marxistisch-leninistische Ideologe Antonio Gramsci, als er den Begriff während der 1930er Jahre in seinen famosen Gefängnisheften prägte. Gemeint waren damit die nichtstaatlichen Organisationen (von der Kirche über die Sportklubs bis zu den Gewerkschaften, aber auch die Presse), die in Mussolinis Italien von den Faschisten vereinnahmt waren. Gramscis Einwände waren nicht grundsätzlicher Natur. Nach seiner Meinung befand sich die Zivilgesellschaft als «ideologische Basis» bloss in den falschen Händen – nämlich in jenen der Faschisten statt jener der Kommunisten. Auf Gramscis Konzept der Zivilgesellschaft beriefen sich später insbesondere in Lateinamerika marxistische Gruppierungen, die allerdings keinen Deut demokratischer gesinnt waren als die Diktaturen, die sie bekämpften.

Es sei damit den selbsternannten Zivilgesellen von heute kein Hang zum Totalitären unterstellt, wohl aber ein sorgloser Umgang mit einem historisch vergifteten Begriff. Ausserparlamentarische politische Bewegungen und engagierte Bürger beleben die Demokratie, die Freude am Erfolg sei ihnen nicht vergönnt. Unappetitlich wird die Sache erst, wenn sie sich zur allwissenden Avantgarde aufspielen, die dem tumben Volk den wahren Weg weist.

Es ist schon fast eine Ironie, dass die «Anständigen» im Kampf gegen die ihnen ach so verhasste SVP auf dieselbe brachiale Rhetorik, auf dieselben Schock-Plakate setzten, die sie bei ihren Gegnern so inbrünstig verurteilten. Ob diese Hardcore-Strategie tatsächlich zum Erfolg führte, sei dahingestellt. Viele Stimmbürger haben wohl nicht wegen, sondern trotz der penetranten Kampagne der selbsternannten Zivilgesellschaft gegen die Durchsetzungsinitiative gestimmt – ganz einfach, weil ihnen die Vorlage zu radikal war.

## Saft des Lebens

Von Rico Bandle — Pipilotti Rist nimmt die Besucher in einer grossen Ausstellung mit auf eine Reise zu den schleimigen Ursprüngen unseres Daseins. Muss man sich das antun? Unbedingt!

Vielleicht fühlt es sich so an, ein Embryo zu sein: ein dunkler, warmer Raum, überall sind Ton- und Lichtfetzen aufzunehmen. Pipilotti Rists Installationen sind begehbar, man darf in Betten liegen, auf Sofas und Kissen sitzen, viele Gegenstände auch berühren. Alles spriesst in bunten Farben, das Licht des Lebens erwacht – genau so, wie es in der Schöpfungsgeschichte im Buch Mose geschrieben steht: «Und die Erde liess aufgehen Gras und Kraut, das sich besamte, ein jegliches nach seiner Art, und Bäume, die da Frucht trugen und ihren eigenen Samen bei sich selbst hatten, ein jeglicher nach seiner Art.»

Pipilotti Rist schafft es auf Rankings der bedeutendsten Künstler regelmässig auf einen der vordersten Plätze, die wichtigsten Museen rund um den Globus reissen sich um sie. In der Schweiz ist sie trotzdem noch immer in erster Linie als Paradiesvogel und gescheiterte Direktorin der Landesausstellung Expo 01 bekannt. Grössere Ausstellungen von ihr gab es bislang nur in der Provinz, zuletzt eine wunderbare im Kunstmuseum St. Gallen, wo sie auch ein ganzes Quartier dauerhaft rot eingefärbt hat.

### Gigantische Fruchtbarkeitsorgie

Nun endlich hat das Zürcher Kunsthaus die Schweizerin für sich entdeckt und ihr freie Hand dabei gelassen, den grössten Ausstel-

lungssaal der Schweiz zu ihrem eigenen Erlebnispark umzufunktionieren. «Dein Speichel ist mein Taucheranzug im Ozean des Schmerzes» nennt sie die ebenso extravagante wie verspielte Ausstellung, wo alles in einer Ursuppe ausserhalb von Raum und Zeit zu schweben scheint. Auf einer Videoprojektion am Boden taucht man durch Pipilottis Mund in ihr dunkles Inneres ein, um dann verdaut wieder auf die Welt gelassen zu werden; an der Decke hängt ein Kronleuchter mit Unterhosen, «alle von Freunden und Bekannten von mir», wie sie sagt; auf einem gigantischen Videoscreen ist der Weg von der Zeugung bis zur Geburt in bunten Bildern traumhaft veranschaulicht.

Dass ihre Fruchtbarkeitsorgie das Erzeugnis ausgeklügelter Elektronik ist, geht dabei völlig vergessen. Pipilotti Rist, oder «ππ», wie sie ihre E-Mails signiert, ist ein Technik-Freak, immer auf dem neuesten Stand: je kleiner die Beamer, je grösser die Rechenleistung, desto fantastischer ihre Bildwelten.

Achtzehn Jahre nach ihrem überraschenden Rücktritt als Expo-Direktorin liefert Pipilotti Rist nach, was damals den Verantwortlichen zu kühn war: einen multimedialen Kosmos, der sämtliche Sinne anspricht.

**Pipilotti Rist:** Dein Speichel ist mein Taucheranzug im Ozean des Schmerzes. Kunsthaus Zürich, bis 8. Mai



*Ursuppe ausserhalb von Raum und Zeit:* Pipilotti Rist im Kunsthaus Zürich.

## Sträflich spät

Von Claudia Schumacher — Morricone und DiCaprio warteten Jahrzehnte auf einen Oscar.



*Erstes Mal:* DiCaprio mit Oscar, 2016.

Wer 1997 ein Popcorn mampfendes Teenagermädchen vor der Kinoleinwand war, musste sich verlieben: dieser wilde, für die Liebe sterbensbereite Milchbubi mit dem zuckersüssen Rundgesicht! «Jack, komm zurück! Komm zurück, Jack!» Hach, Leo ...

«Titanic», David Camerons grandiose Filmschmonzette, wurde mit elf Oscars prämiert. Nur Leonardo DiCaprio bekam für die männliche Hauptfigur Jack kein Goldmännchen. Vorher («Gilbert Grape», 1993) und nachher («The Aviator», «The Great Gatsby», «J. Edgar» und und und) bewies er aber vielfach, dass er mehr ist als ein Beau. Fünfmal war er für den Oscar nominiert – ohne Erfolg. Jetzt, beim sechsten Anlauf, hat er ihn. Endlich! Und dennoch, in diesem konkreten Fall: irgendwie unverdient. Weil: für «The Revenant»?>

### Grausame Warteschleife

DiCaprio schießt, schlitzt, schlontz und schleift sich in dem Western-Thriller schwer atmend durch die Wildnis. Alles sehr körperlich, saftig und leidbetont. Die Kamera hält ganz nah drauf. Filmkritiker ziehen Parallelen zur Pornografie. Ein eher herkömmlicher Film. Aber wer so viele Zeitpunkte verschlafen hat, DiCaprio die höchste Ehre zu erweisen, muss dann halt irgendwann handeln, auch wenn das Timing weniger gut ist. Entsprechend emotionslos verlief die Vergabe. DiCaprio wirkte nach Jahren in der grausamen Warteschleife gar nicht mehr richtig geehrt.

Noch sträflicher verhielt sich die amerikanische Filmkunst-Akademie in der Kategorie Filmmusik. 1968, für die Musik zu «Spiel mir das Lied vom Tod», hätte Ennio Morricone für ein konkretes Werk bereits einen Oscar erhalten müssen. Es dauerte aber bis jetzt, fast fünf Jahrzehnte noch, bis sich die Akademie dazu bequemte. Fast hätte man die Ehrung dort noch ganz verpennt: Morricone ist 87 Jahre alt.

# Zweimal Mutter plus Vater gleich Kind

Von Alex Reichmuth — Forscher wollen Frauen mit Erbkrankheiten mittels Gentransfer zu gesunden Kindern verhelfen. Es entstehen Babys mit Erbmaterial dreier Personen. Befürworter sprechen von einem hoffnungsvollen Ansatz. Skeptiker warnen vor einer gefährlichen Grenzüberschreitung.

«Ja, aber» – das ist zusammengefasst der Standpunkt eines Gremiums der amerikanischen Nationalen Akademie der Wissenschaften (NAS) zur umstrittenen Methode des mitochondrialen DNA-Ersatzes. Es geht darum, Frauen mit einer Anlage zu schweren Erbkrankheiten zu gesunden Kindern zu verhelfen, indem Genmaterial einer dritten Person beigezogen wird. Die Methode sei zwar ethisch vertretbar, entschied das NAS-Gremium, aber nur unter strengen Auflagen.

Schon letztes Jahr hat das britische Parlament erlaubt, Erbmaterial von drei Elternteilen für die Erzeugung von Embryonen zu nutzen. Beim mitochondrialen DNA-Ersatz entstehen Babys mit Genen eines Mannes und zweier Frauen. «Diese Behandlung ist ein Wunder für jene, die Kinder haben, die durch schreckliches Leiden gehen», freute sich Lisa Jardine, Chefin der britischen Behörde für Reproduktionsmedizin.

Konkret geht es um Frauen mit Defekten in der mitochondrialen Erbsubstanz. Mitochondrien sind Zellteile, die für die Energieversorgung zuständig sind. Sie gelten als Kraftwerke der Zellen. Betroffene Frauen haben ein hohes Risiko, Kinder mit Mitochondriopathie zu gebären. Bei diesen ist der Stoffwechsel gestört. Ihre Organe können nicht richtig mit Energie versorgt werden. Die Kinder leiden unter Krämpfen, Atemnot

und Entwicklungsstörungen. Bei schweren Formen beträgt die Lebenserwartung höchstens fünf Jahre. Es gibt Familien, bei denen deswegen mehrere oder sogar alle Kinder innert kurzer Zeit nach der Geburt gestorben sind.

Beim mitochondrialen DNA-Ersatz wird der Zellkern aus einer Eizelle entnommen und in die entkernte Eizelle einer anderen Frau überführt. Dabei bleiben die krankhaften Mitochondrien zurück, da diese den Zellkern nicht betreffen. Der Zellkern wird also in ein intaktes Umfeld mit gesunden Mitochondrien gebracht. Anschliessend befruchtet man die so konstruierte Eizelle mit dem Spermium des Vaters und setzt sie in die Gebärmutter der Frau mit Kinderwunsch ein.

## Gentransfers könnten gravierende Nebenwirkungen erzeugen, von denen man noch nichts weiss.

Das werdende Kind besitzt damit zwar rund 22 000 Gene seiner eigentlichen Eltern, aber auch 37 mitochondriale Gene der Eizelenspenderin. Allerdings bestimmen diese nicht über Gestalt und Charakter des Menschen. «Die Gene in den Mitochondrien schaffen überhaupt keine elterliche Verbindung», behauptete Sally Davies, oberste

Medizinberaterin der britischen Regierung. «Es geht nur um den Ersatz von Genen, die für den Aufbau von Muskeln, Knochen und Nervensystem oder für Stoffwechselprozesse verantwortlich sind», betont auch Peter Fehr, Fortpflanzungsmediziner und ärztlicher Leiter der OVA IVF Clinic Zurich. Der Mitochondrienersatz wird mitunter auch mit dem Wechsel des Akkus bei einem Laptop verglichen.

## Nur Buben

Die Experten der amerikanischen Akademie der Wissenschaften legen dennoch strenge Auflagen nahe. Vor allem sollen beim mitochondrialen DNA-Ersatz vorerst nur männliche Babys entstehen. Damit ist ausgeschlossen, dass die Genveränderungen an weitere Generationen vererbt werden. Denn Mitochondrien werden nur über die Mütter an die Kinder weitergegeben. Weiter sollen nur Frauen einbezogen werden, deren natürlicher Nachwuchs mutmasslich an schwerer Mitochondriopathie leiden würde. Die Entwicklung der Kinder, die durch DNA-Ersatz entstanden sind, soll zudem genau beobachtet werden. Dazu ist allerdings das Einverständnis der Eltern nötig und später dasjenige der betroffenen Kinder selber.

Die Vorsicht der amerikanischen Ethiker ist gut begründet. Es ist möglich, dass die Gen-



Erhellende Untersuchungen: Kardiologe Scherrer.



«Unabsehbar»: Ethikerin Baumann-Hölzle.



«Die Methode ist technisch gesehen einfach.»

transfers gravierende Nebenwirkungen erzeugen, von denen man noch nichts weiss. Wie Forschungsergebnisse zeigen, könnten sogar generell Menschen, die durch künstliche Befruchtung entstanden sind, von Gesundheitsproblemen betroffen sein – selbst wenn ihre Gene nicht verändert wurden. So hat der Berner Kardiologe Urs Scherrer nachgewiesen, dass Mäuse, die im Glas erzeugt wurden, häufiger krankhafte Veränderungen des Herz-Kreislauf-Systems aufweisen als normal entstandene Mäuse. Scherrer hat zudem gezeigt, dass es bei künstlich befruchteten Menschen oft Anzeichen für eine erhöhte Anfälligkeit für Herz-Kreislauf-Probleme gibt (*Weltwoche* Nr. 49/13). Weil In-vitro-Fertilisationen erst seit 38 Jahren durchgeführt werden, Herz-Kreislauf-Probleme aber vor allem im Alter auftreten, ist noch offen, ob künstlich erzeugte Menschen wirklich entsprechend beeinträchtigt sind.

Für Kritiker stellt die Erzeugung von «Drei-Eltern-Babys» aber generell eine gefährliche Grenzüberschreitung dar. «Hier

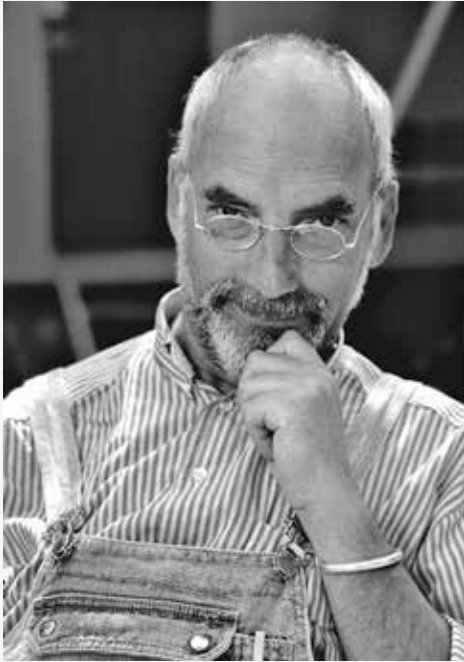
werden Eingriffe am Genom des Menschen vorgenommen, deren Konsequenzen für künftige Generationen unabsehbar sind», sagt etwa Ruth Baumann-Hölzle, Leiterin des Instituts Dialog Ethik in Zürich. Es sei unklar, ob sich die Veränderungen nicht doch auf die Vererbung auswirken. Fortpflanzungsmediziner Peter Fehr hingegen würde den mitochondrialen DNA-Ersatz betroffenen Paaren empfehlen, sofern sich dieser als sicher und zuverlässig erweist. «Die Methode ist technisch gesehen einfach», so Fehr, «darum ist ein Verbot sowieso nutzlos.» Es sei besser, die Methode unter strengen Regeln zuzulassen. Ethikerin Baumann-Hölzle lässt dies nicht gelten: «Diese Methode ist per se nicht legitim – auch nicht unter kontrollierten Bedingungen.»

#### Schon 30 Babys

Die Versuche mit mitochondrialem DNA-Ersatz sind erst am Anlaufen. Die ersten «Drei-Eltern-Babys» sind allerdings bereits seit vielen Jahren auf der Welt. Ab 1997 sind in

den USA etwa dreissig Kinder geboren worden, die mittels eines ähnlichen Verfahrens entstanden sind: des Zytoplasma-Transfers. Bei dieser Methode geht es um den Kinderwunsch unfruchtbarer Frauen. Einer entnommenen Eizelle werden Mitochondrien einer fremden Frau eingespritzt, um sie vitaler zu machen. Dabei wird mitochondriale DNA übertragen. Die Anwendung des Zytoplasma-Transfers in den USA erfolgte allerdings ohne Bewilligung.

Nachdem die amerikanische Behörde für Lebens- und Arzneimittel (FDA) darauf aufmerksam geworden war, stoppte sie 2002 die Vorgänge. Sie verlangte von den betreffenden Medizinern, dass sie eine offizielle Zulassung der Methode anstrebten. Dazu kam es aber wegen fehlender finanzieller Mittel nicht. Die Entwicklung der Kinder, die mittels Zytoplasma-Transfer entstanden, wird bis heute nicht systematisch verfolgt. Eines von ihnen soll an einer schweren Missbildung leiden. Ob diese mit dem Gentransfer zu tun hat, ist nicht bekannt. ○



*Diogenes für Kinder: Moderator Lustig.*

**Peter Lustig (1937–2016)** — Man soll ja mit Namen keine Scherze treiben, und es ist auch keiner, wenn man mit Fug und Recht sagen kann, er habe den Namen getragen, der ihn und seine Funktion als unterhalt-samer Wissensvermittler verkörperte, noch dazu in einem Medium, das das Forcierte fördert, die Übertreibung zum Verstellten. Als Lehrling für Rundfunk- und Fernsehtechnik fing er an, und als Tontechniker für American Forces Network war er im Schöneberger Rathaus in Berlin, als Präsident John F. Kennedy seine berühmte Rede hielt. Bei einem Dreh für die Band Ton Steine Scherben trat er erstmals vor die Kamera. «Einschmeicheln bei den Kindern», so Peter Fritz Willi Lustig, der in Breslau zur Welt kam, «wollte ich mich nie.» Bei der «Sendung mit der Maus» fing er mit Einspielern an, dann moderierte er zwei Jahre die ZDF-Sendung «Pusteblume» (1979–1980), ehe er ein Jahr später jene Sendung schuf, die nicht nur Kindern im Gedächtnis bleiben dürfte: «Löwen-zahn» (bis 2005). Wie er mit Bart, Nickelbrille und Latzhose die Welt an kleinen Dingen erklärte, in einer Mischung aus Ernst und Drolerie, das war in einer Ära des zunehmenden Leistungsdrucks auf den Nachwuchs, der auch noch seine Freizeit «sinnvoll» zu gestalten hat, fast schon subversiv. Auch wenn die Latzhose auf den ersten Blick so wirken mochte – einer dieser Birkenstock-Alternativen war er nie. Er war ein authentischer Diogenes für Kinder. Eine solche Figur wird es im Fernsehen wohl nie mehr geben. *Wolfram Knorr*



*Sachkenntnis und Humor: Politiker Zuppiger.*

**Bruno Zuppiger (1952–2016)** — Sein plötzlicher Tod durch Herzversagen war ein Schock. Bruno Zuppiger hat das Leiden kurz zuvor als drückendes Unwohlsein verspürt. Der sofort konsultierte Arzt sah nichts Bedenkliches. Er sollte sich leider täuschen. Nach Studien an der Hochschule St. Gallen und am Oberseminar Zürich unterrichtete Zuppiger vorerst als Lehrer. 1982 wurde er Sekretär des Zürcher Gewerbeverbandes und sass im Hinwiler Gemeinderat, später im Kantons- und im Nationalrat. Auch äusserlich von imposanter Statur, galt Zuppiger bald als finanzpolitisches Schwergewicht. Es ist ihm immer wieder gelungen, über die Parteigrenzen hinweg Koalitionen zugunsten des Arbeitsplatzes Schweiz zu schmieden. Der Oberst der Luftschutztruppen brachte viel Wissen in die Sicherheitspolitische Kommission ein. Als Inhaber eines Beratungsunternehmens wie als Verwaltungsrat mehrerer Firmen stand Zuppiger auch praktisch im Wirtschaftsleben.

Die SVP-Fraktion nominierte ihn 2011 als Bundesratskandidaten, in der Hoffnung, dass er fraktionsübergreifend wählbar sei. Als die *Weltwoche* frühere Unregelmässigkeiten einer Erbschaftssache veröffentlichte, musste er verzichten, 2013 schied er aus dem Parlament aus. Seine tapfere Frau Rösli und seine fünf Kinder haben den Familienmenschen in dieser schweren Zeit liebevoll gestützt. Bruno Zuppiger hat sich aufgefangen und neue Wirtschaftsmandate betreuen dürfen. Seine Sachkenntnis, sein Humor und seine Gabe zu Freundschaft und Geselligkeit bleiben unvergessen. *Thomas Matter*

## Personenkontrolle

**Burkhalter, Sommaruga, Schneider-Ammann, de Watteville, Haller, Defago, Cotti, Markwalder, Burkhalter, Pallecchi, Fareed, Kleiner, Beglinger, Parmelin, DiCaprio, Hayek, Mozart**

Am Freitag will der Bundesrat über das weitere Vorgehen in der Europa-Politik informieren. Federführend sind neben Aussenminister **Didier Burkhalter** die für Justiz zuständige **Simonetta Sommaruga** (SP) und Burkhalters FDP-Parteigenosse **Johann Schneider-Ammann** (Wirtschaft). Wohin die Reise geht, hat Chefunterhändler **Jacques de Watteville** diese Woche im kleinen Kreis vorweggenommen. Es sei wichtig, «eine Verhandlungslösung» zu finden. Der Bundesrat verfolge zwei Ziele: «bessere Steuerung der Migration» und «Wahrung des bilateralen Wegs». Nach wie vor setze die Regierung auf die «einseitige Schutzklausel», da es für die angestrebte umfassende Lösung bis zum Ablauf der Frist im Februar 2017 – drei Jahre nach Annahme der Masseneinwanderungsinitiative (MEI) – knapp werde. Das Vorgehen bleibt eher defensiv, de Watteville wirft die Frage in den Raum, ob es «Ausgleichsmassnahmen seitens der EU» geben werde. Nach der bevorstehenden Veröffentlichung der Botschaften zur MEI-Umsetzung und zu den flankierenden Massnahmen hofft der Diplomat, frühestens im Sommer eine «Lösung mit der EU zur Personenfreizügigkeit» zu finden. Ob damit auch der von Burkhalter angestrebte Rahmenvertrag – nähere institutionelle EU-Anbindung – gemeint ist, lässt de Watteville elegant offen. (*gut*)

In der Vergangenheit seien Personen in den diplomatischen Dienst aufgenommen worden, «ohne über die benötigten Qualifikationen zu verfügen», stellt ein Bericht der Parlamentarischen Verwaltungskontrolle fest – «wegen ihrer guten Kontakte zum Departementsvorsteher». In den letzten 15 Jahren gab es 22 solche Quereinsteiger, Ende 2014 noch 7. Die bekanntesten Namen sind die ehemalige SP-Nationalrätin **Gret Haller** und der frühere Bundesamtsdirektor **Alfred Defago**, beides Günstlinge des damaligen Bundesrats **Flavio Cotti** (CVP). «In den Gesprächen wurde eine stark ablehnende Haltung gegenüber solchen <political appointees> deutlich», hält der Bericht fest, «doch seien solche Einstiege in den letzten Jahren nicht mehr zu beobachten gewesen.» Dann ist also nichts dran an den Gerüchten, dass Nationalratspräsidentin **Christa Markwalder** (FDP) im Departement von Bundesrat **Didier Burkhalter** (FDP) ein Pöstchen als Diplomatin bekom-

men soll – ohne die benötigten Qualifikationen. (sär)

Auch nach der Abstimmung über die Durchsetzungsinitiative will immer noch niemand das Hakenkreuz-Plakat der SVP-Gegner in Bahnhöfen bezahlt haben. SBB-Sprecher **Daniele Pallecchi** verweist auf die Konzessionärin APG, diese wiederum beruft sich auf das «Geschäftsgeheimnis», wie eine Sprecherin gegenüber der *Weltwoche* sagt. Werber **Parvez Sheik Fareed**, der das toxische Sujet entworfen hat, antwortet nicht auf Fragen. Auch **Flavia Kleiner** von der Operation Libero beteuert, sie wisse nicht, wer das Plakat gesponsert habe. (gut)

Die Stimme, die am schnellsten und am lautesten für die Schweizer Wirtschaft sprechen wollte, verstummt. **Nick Beglinger**, Gründer und Denker von Swisscleantech, kündete in einem gefälligen Porträt in der *NZZ* seinen Rückzug an. Der Abgang wäre nicht aufgefallen, denn der selbsternannte Prophet einer «sauberen» Schweizer Wirtschaft tauchte schon im Herbst 2014 ab – nachdem die *Weltwoche* Ungereimtheiten in seiner Biografie und in seinen Finanzen aufgedeckt hatte. Dem Dachverbändchen Swisscleantech ging seither die Luft aus: Es zählte Ende 2015 noch 269 Firmen, weniger als nach dem ersten Geschäftsjahr 2011. In der *NZZ* gibt Nick Beglinger als Grund für seinen Rückzug an, die Klimakonferenz von Paris im Dezember 2015 habe ihn voll bestätigt. Eigentlich beginnt die Umsetzung dieser wohlklingenden Beschlüsse erst. Aber der Prophet pflegt seit je einen lockeren Bezug zur Realität. (sär)

Was die Arbeit von Bundesrat **Guy Parmelin** taugt, können alle prüfen – mit den Geschmacksknospen: Das Berner Traditions Haus «Della Casa» führt von ihm zwei «Bundesratsweine», einen weissen Vinzel und einen roten



*Trauert um Mozart:* Salma Hayek.

Gamaret. Beim roten fällt die Verkostung allerdings derzeit aus: «Er hat nicht geliefert.» (sär)

**Leonardo DiCaprio** ist soeben als «bester Hauptdarsteller» mit einem Oscar geehrt worden. Der US-Schauspieler nutzte die Preisverleihung, um wie schon früher vor dem Klimawandel zu warnen. Dieser sei «unsere grösste Bedrohung», verkündete er. «Lasst uns diesen Planeten nicht als selbstverständlich ansehen.» Leider spielt DiCaprio seine Rolle als Warner vor der Erderwärmung nicht annähernd so glaubwürdig wie seine Filmrollen. Letztes Jahr wurde aufgrund gehackter E-Mails des Filmstudios Sony bekannt, dass der Schauspieler innerhalb von sechs Wochen nicht weniger als



*Bleibt defensiv:* Jacques de Watteville.



*Luft draussen:* Nick Beglinger.

sechs Mal seinen Privatjet für den Flug von New York nach Los Angeles genutzt hatte. (are)

Die US-Schauspielerin **Salma Hayek** ist in der Regel auf Dauersendung in den sozialen Medien. Vor zwei Wochen verstummte sie plötzlich und offenbarte erst Ende letzter Woche auf Instagram den Grund: Sie habe um **Mozart** getrauert. Auf Hayeks Ranch in der Nähe von Seattle hatte ein Unbekannter Hayeks Hund erschossen. In ihrem Statement stellte die Schauspielerin klar, dass Mozart in seinem neunjährigen Leben «nie jemanden angegriffen oder gebissen» habe. Sie zähle auf die Rechtsdurchsetzungsbehörden im Staate Washington, damit Mozart Gerechtigkeit widerfahre. (fsc)

## Unter die Lupe genommen:

Ihr Spezialist für die Digitalisierung in KMU.

Matthias Putzi  
Account Manager



Ob Selbstständige, Klein- oder Grossunternehmen – bei upc cablecom business hat jeder seine persönliche Ansprechperson.

Egal ob Sie Fragen zur Vernetzung Ihrer Standorte, Sicherheit Ihres Netzwerkes oder zum Anschluss Ihres Rechenzentrums haben – wir liefern die Antworten.

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.  
Matthias Putzi | Tel. 044 578 78 78 | [upc-cablecom.biz](http://upc-cablecom.biz)  
Corporate Network · Internet · Phone · TV





Das demokratische Ringen trennt nicht, es verbindet.

## Schweiz

# Psychogramm eines Sonntags

Von *Philipp Gut* — Der starke Fokus auf die Durchsetzungsinitiative verstellt den Blick auf die anderen Entscheide des Wochenendes. Von einer politischen Wende kann keine Rede sein. Der Vormarsch von SVP und FDP geht weiter. In den Städten triumphiert die Linke.

Seit einem Vierteljahrhundert und der Abstimmung über den EWR-Beitritt gingen nicht mehr so viele Schweizer an die Urne wie am vergangenen Sonntag (62 Prozent). Besonders mobilisieren konnte die Durchsetzungsinitiative der SVP. Sie hatte bereits im Abstimmungskampf dominiert und prägte auch die politischen und medialen Nachbetrachtungen. Bereits wurde über das Ende des SVP-Siegeszugs spekuliert (siehe Artikel Seite 18). «Für die Partei ist es die grösste Niederlage je», sagte der Politgeograf Michael Hermann zum *Blick*. Hoppla.

Das Lieblingswort von triumphierenden Politikern und Journalisten heisst «Zivilgesellschaft». Ob *Tages-Anzeiger*, *NZZ* oder Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP): Alle feiern den «Erfolg» dieses «neuartigen Engagements» (Sommaruga). So ganz spontan und bodennah, wie sie dargestellt wird, ist diese Zivilgesellschaft allerdings nicht. Die Gewerkschaften zählen dazu – schlagkräftige, hochprofessionelle politische Kampforganisationen, die dank Gesamtarbeitsverträgen und Zwangsabgaben über staatlich garantierte dreistellige Millioneneinnahmen verfügen.

Der Kassier des «Dringenden Aufrufs», der 1,2 Millionen Franken für die «zivilgesellschaftliche» Nein-Kampagne sammelte, ist ein führender Gewerkschaftsfunktionär. Die Wege von den zivilgesellschaftlichen Rändern zur Macht sind kurz.

Ob sich am letzten Wochenende die politischen Gewichte wirklich verschoben haben und ob die heterogene Gegnerallianz sich auch in künftigen Abstimmungen bewähren wird, wird sich weisen. Sicher ist: Die Durchsetzungsinitiative und der starke mediale Fokus auf die Entscheidungsschlacht, die das Land gespalten





die BDP sogar aus dem St. Galler Parlament. Die Grünliberalen verloren drei ihrer fünf Sitze.

Ein ähnliches Bild zeigt sich bei den Landratswahlen im Kanton Uri und bei den Gemeindewahlen im Kanton Baselland: Auch dort gehen SVP und FDP als Sieger hervor, die Mitte verliert weiter. Gewinne für die SVP auf lokaler Ebene gab es auch im Kanton Freiburg. Fazit: Der Rechtsrutsch, der sich bei den Nationalratswahlen im letzten Herbst ereignete, geht ungebrems weiter.

### Notorische Schwäche in der Regierung

Nicht profitieren von ihren Erfolgen bei den Parlamentswahlen konnte die SVP beim Rennen um die Regierungssitze – auch dies ein bekanntes Muster. In St. Gallen landete Kantonalpräsident Herbert Huser auf dem letzten Platz und verlor auch seinen Sitz im Parlament. Im ersten Wahlgang in Uri konnte die SVP ihren bisherigen Sitz nicht verteidigen. Bei den Ersatzwahlen im Kanton Bern scheiterte vorerst der Angriff auf einen der beiden freiwerdenden SP-Sitze. Trotz anhaltenden Erfolgen im Parlament hat die Volkspartei also weiterhin Mühe bei Majorzwahlen. Was die Wähler sonst honorieren – klare Ansagen, ein scharfes Profil –, das kommt hier weniger an. In der Regierung will der Schweizer eher konsensorientierte Typen.

### Abschottungstendenzen in Städten

Typisch für die politische Geografie der Schweiz bleibt der Graben zwischen Stadt und Land. Alle grösseren Städte werden von der Linken regiert. In Lausanne hatte die FDP keine Chance, sogar der Kandidat der kommunistischen Partei der Arbeit setzte sich gegen den freisinnigen Bewerber im ersten Wahlgang durch. In der Stadtregierung von Freiburg behalten SP und Christlichsoziale die Mehrheit.

Der Linksdrall der Städte manifestierte sich in Basel bei der «Neuen Bodeninitiative». Zwei von drei Baslern unterstützten das sozialistische Vorhaben, das es dem Kanton praktisch verbietet, Grund und Boden zu verkaufen. In Genf verhinderte eine Allianz von Heimatschützern und Radikallinken einen Erweiterungsbau des Museums für Kunst und Geschichte durch den Pariser Stararchitekten Jean Nouvel – antimoderne Verhinderungstaktiken und Abschottung gibt es auch von links. Im Gegensatz zum vielgerühmten «weltoffenen» Genf besitzt die Stadt Luzern mit dem Kultur- und Kongresszentrum (KKL) längst einen architektonischen Leuchtturm von der Hand Jean Nouvels.

Entscheidend waren die Vorlieben der urbanen Bevölkerung bei der nationalen Abstimmung über die Abschaffung der Heiratsstrafe. Das CVP-Anliegen scheiterte trotz Ständemehr am Widerstand der Städter und der bevölkerungsreichen Kantone.

Auch bei der Durchsetzungsinitiative öffnete sich der Stadt-Land-Graben: Der Kanton Basel-Stadt verwarf das SVP-Anliegen mit über 70 Prozent Nein. Noch klarer votierten die Beamtenstadt Bern oder der ausländerreiche Kreis 5 in Zürich, in Letzterem sagte nur jeder Achte ja. Die Innerschweizer Kantone Uri, Schwyz, Obwalden, Nidwalden sowie Appenzell Innerrhoden und das Tessin stimmten mehrheitlich zu, am deutlichsten der Grenzkanton im Süden mit fast 60 Prozent.

### Es ist genug flankiert

Anders sieht es auf nationaler und kantonaler Ebene aus: Linke Volksbegehren wurden deutlich abgelehnt. Die Juso-Initiative gegen Nahrungsmittelspekulation wurde nur in Basel-Stadt und im Jura angenommen. Die Bürger des Kantons Zürich erteilten der Lohndumping-Initiative der grössten Schweizer Gewerkschaft Unia eine Abfuhr (63,3 Prozent Nein). Dies trotz des «neuartigen Engagements» der Zivilgesellschaft und der Schützenhilfe der Gewerkschaftsbosse im Kampf gegen die SVP-Initiative. Die NZZ wertet das Votum als «Signal nach Bern»: Das in den flankierenden Massnahmen aufgebaute Lohnkartell solle nicht verschärft werden. Die Stimmbürger wollten am vergleichsweise liberalen Arbeitsmarkt festhalten.

Keine Chance hatte im Kanton Zürich auch die linke Bildungsinitiative, welche die Studiengebühren abschaffen wollte (über 75 Prozent Nein). Ebenso wenig verfielen die schrillen Parolen der Linken und Grünen («Keine Steuergeschenke für Immobilienhaie»), mit denen sie die Senkung der Grundbuchgebühren bekämpften.

### Zerrissenes Land? Gemach, gemacht

Zeitungen und Fernsehstationen des In- und Auslands berichteten im Umfeld der Durchsetzungsinitiative von einem zerrissenen Land. Weil das Resultat so ausfiel, wie es sich die meisten Journalisten und Politiker diesseits und jenseits der Grenze erhofft haben, loben sie jetzt das Volk für seine «Reife» (Sommaruga). Beides wird der direkten Demokratie und den schweizerischen Realitäten indes kaum gerecht: Sportliche Auseinandersetzungen und der durchaus pointierte Kampf um die besseren Argumente gehören zu ihrem Wesenskern. Die politischen Gegner sind eben nur politische Gegner und keine persönlichen Feinde. Das demokratische Ringen trennt sie nicht, es verbindet sie – bei aller inhaltlichen Differenz. Wie der Blick auf die verschiedenen Entscheide vom vergangenen Wochenende zeigt, gibt es eine Vielzahl verschiedener Frontlinien. Die manichäische Unterteilung in die «guten» zivilgesellschaftlichen Abstimmungssieger und die – wie soll man sie nennen: unzivilisierten? – «bösen» Verlierer entpuppt sich als Illusion. ○

habe, führen zu einer gewissen optischen Täuschung. In ihrem Schatten wurde auf nationaler, kantonaler und kommunaler Ebene über Vorlagen abgestimmt, die ein faszinierendes Panorama der politischen Schweiz eröffnen. Es fanden Wahlen statt, die eine differenziertere Sicht auf die Verhältnisse ermöglichen.

### Erfolge für SVP und FDP

In verschiedenen Kantonen und Gemeinden setzte sich der Trend der nationalen Wahlen vom Oktober fort. Die SVP und die FDP sind die Sieger der Kantonsratswahlen in St. Gallen. Die SVP gewann fünf Mandate hinzu, die FDP deren vier. Die beiden bürgerlichen Parteien rechts der Mitte verfügen mit zusammen 66 Sitzen im 120-köpfigen Parlament sogar über eine absolute Mehrheit.

Gleichzeitig setzten sich die Auflösungstendenzen der sogenannten neuen Mitte fort. Bei der ersten Wahl nach dem Rücktritt ihrer Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf fiel

# Schriller Weckruf

Von *Hubert Mooser* — Die SVP hat mit der Durchsetzungsinitiative eine empfindliche Niederlage eingesteckt. Wie die stärkste politische Kraft im Lande auf die Siegerstrasse zurückfinden will.

«Sieg der Zivilgesellschaft», «Volksaufstand gegen die SVP», «Historischer Sieg» – die Kommentatoren haben die Niederlage der SVP mit der Durchsetzungsinitiative wie ein Jahrhundertereignis gefeiert. Das blieb auch bei der SVP nicht ohne Wirkung. Am Tag nach dem Abstimmungssonntag liessen sich Zürcher SVP-Politiker in der NZZ folgendermassen zitieren: Die Partei solle jetzt die Initiative «Landesrecht vor Völkerrecht» oder «Schweizer Recht statt fremde Richter», also die Selbstbestimmungsinitiative, sofort zurückziehen.

Der designierte SVP-Präsident, Nationalrat Albert Rösti (BE), hat für die Sorgen einzelner Zürcher Parteikollegen nicht sehr viel Verständnis. «Das ist doch Unsinn», sagt Rösti, diese Initiative sei wichtiger denn je. Es gehe da immerhin um die Unabhängigkeit der Schweiz. Diese Initiative wolle unter anderem verhindern, dass die Schweiz aufgrund eines institutionellen Rahmenabkommens mit der EU bei der Rechtsauslegung das Diktat fremder Richter vollziehen müsse.

## Mit Niederlagen tut sich die SVP schwer

Damit hat der künftige Parteichef auch gleich den Tarif für die kommenden Monate durchgegeben: nicht lamentieren, sondern volle Konzentration auf die nächsten Abstimmungen. Im Juni werden die Stimmbürger über das Referendum gegen die Asylgesetzrevision entscheiden. Die SVP bekämpft das Anliegen, weil die Vorlage unter anderem Gratisanwälte für Asylsuchende vorsieht. Bereits bei diesem Thema könnte das Spiel wieder zugunsten der SVP laufen, gibt sich der Berner überzeugt. Auf der Agenda steht zudem die Einreichung der Selbstbestimmungsinitiative, für die man derzeit noch Unterschriften sammelt. Hoch ist auch die Wahrscheinlichkeit, dass der Partei am Ende des Jahres ein Hosenlupf über eine pragmatische Umsetzung der 2014 angenommenen Masseneinwanderungsinitiative (MEI) bevorsteht. Der Bundesrat hat dies verschiedentlich durchblicken lassen. Kurzum: Rösti sieht in der Abstimmungsniederlage eine Art «Weckruf, und zwar genau zum richtigen Zeitpunkt».

Mit Niederlagen tut sich die sieggewohnte SVP erfahrungsgemäss etwas schwer. Als beispielsweise 2007 Bundesrat Christoph Blocher von einer Mitte-links-Allianz im Parlament abgewählt wurde, wirkte die Partei vorübergehend orientierungslos. Die Abstimmungsniederlage vom Wochenende ist mit diesem

Einschnitt natürlich nicht vergleichbar. Dennoch zeigen sich jetzt Differenzen zwischen Parteispitze und Basis. So monierte der Zürcher SVP-Kantonsrat Claudio Schmid gegenüber der NZZ: «Die Durchsetzungsinitiative wurde uns vor die Nase gesetzt, ohne dass die Basis etwas zu sagen hatte.»

Bezeichnenderweise gehört der Kanton Zürich zu jenen Kantonen, in denen die SVP mit ihrer Vorlage im Vergleich mit anderen Ständen und Regionen schlecht abgeschnitten hat. Kantonalpräsident Alfred Heer ist entsprechend unzufrieden. «In Gemeinden wie Meilen haben wir zum Beispiel unser Potenzial nicht ausgeschöpft», sagt er. Die Erfahrung in Zürich habe gezeigt, dass bei stark polarisierenden gesellschaftspolitischen Vorlagen die anderen Parteien in den Städten ihre Anhänger besser mobilisieren könnten.

Heer findet allerdings auch, die Schäfchenplakate, mit der die Partei in den Abstimmungskampf gezogen ist, seien mittlerweile etwas überholt. Aber warum funktionierte dann die SVP-Kampagne im Oberwallis, einer Region mit vergleichsweise wenig Ausländerkriminalität, in der die Vorlage auf Zustimmung stiess? «Vielleicht ist der Nährboden bei uns besser als in Zürich», sagt SVP-Nationalrat Franz Ruppen.

## Manöverkritik nach der Schlacht

Aus Sicht der Partei sind Fehler passiert, ohne Zweifel. Alt Bundesrat Christoph Blocher sagte am Abend des Abstimmungssonntags in der Sendung «Teleblocher»: «Wir sind zu bequem geworden.» Von Zürich aus hatte Blocher Anfang der neunziger Jahre zuerst die SVP und danach die gesamte Schweizer Politik umge-

## Brunner: «Wir müssen uns in Zukunft noch mehr auf unsere Kernthemen fokussieren.»

pflügt. Die SVP ist heute die mit Abstand stärkste politische Kraft im Lande und legte bei den letzten Parlamentswahlen im Herbst 2015 einmal mehr markant zu. Dieses Wachstum bringt allerdings auch Probleme mit sich: Es hat zum Beispiel Leute angezogen, die weniger aus Überzeugung, sondern mehr aus Karrieregründen in die Politik drängen.

Er habe schon ein wenig grosse Augen gemacht, als er gesehen habe, wie viele Leute bei der Fraktionssitzung eine Woche vor der Ses-

## Was nun, SVP?

sion aufmarschiert seien, die während des Abstimmungskampfes in Deckung gegangen seien, sagt der noch amtierende SVP-Präsident Toni Brunner gegenüber der *Weltwoche*. Aber er nimmt die Mandatsträger gleichzeitig in Schutz. Die Bequemlichkeit habe auch etwas mit der permanenten Beanspruchung dieser Leute zu tun. Sie hätten in den vergangenen Jahren auf allen Ebenen bei Wahlen und Abstimmungen viel leisten müssen.

Brunners Manöverkritik nach der Schlacht lautet so: «Unsere Mobilisierung war insgesamt nicht so schlecht. Immerhin haben gleich viele Leute für die Durchsetzungsinitiative gestimmt wie für die Ausschaffungsinitiative 2010. Unsere Gegner haben in den Städten aber noch ein bisschen besser gegen die SVP mobilisiert, das machte die Differenz aus.»

Er wolle die Niederlage nicht schönreden, aber er finde es nicht unerheblich, dass die SVP mit 41,5 Prozent Ja-Stimmen eine Zustimmung weit über ihr Wählerpotenzial hinaus erhalten habe. Dann holt er das *St. Galler Tag-*



blatt hervor und zeigt auf die Resultate der Kantonsratswahlen. «Wir haben in allen Regionen beachtlich zugelegt», sagt er stolz.

Wenn Brunner aus der Abstimmungsniederlage eine Lehre zieht, dann die: «Wir müssen uns in Zukunft noch mehr auf unsere Kernthemen fokussieren.» Und das ist die Ausländer- und die Europapolitik, wo die Partei seit Jahren die Debatten prägt. Vor einer Verzettelung der Kräfte hatte zuvor auch Christoph Blocher gewarnt. Man müsse aufpassen, dass die SVP nicht für jede Frage, die unbefriedigend sei, eine Volksinitiative lanciere. Dies absorbiere Kräfte.

Gemeint sind damit vor allem Volksbegehren, die von Spezialkomitees auf den Weg gebracht werden, etwa vom Egerkinger Komitee, das mit der Vermummungsinitiative ein Burkaverbot in der Schweiz anstrebt. Treibende Kraft hinter diesem Begehren ist SVP-Nationalrat Walter Wobmann (SO). Ein anderes Beispiel ist die «Grenzsicherungsinitiative» der SVP-nahen Organisation Auns und der

Jungen SVP. Diese Initiative verlangt die Wiedereinführung von Grenzkontrollen.

Brunner sieht noch mehr Verbesserungspotenzial. «Wir müssen in Zukunft die Reihen schliessen», sagt er. Es könne nicht sein, dass, wie bei der Durchsetzungsinitiative geschehen, eigene Leute gegen die Anliegen der Partei aufträten. Der Berner SVP-Justizdirektor Christoph Neuhaus hatte beispielsweise gegen die Durchsetzungsinitiative geweißelt.

#### Kein Schaden für die Partei

Doch entspricht die Niederlage an der Urne einem Volksaufstand gegen die SVP, wie dies der frühere Zürcher Nationalrat der Grünen, Daniel Vischer, in den vergangenen Tagen über elektronische Kanäle verbreitet hat? Ist es eine Absage an die bisher erfolgreiche Politik der SVP? Albert Rösti glaubt nicht, dass die Niederlage der Partei Schaden wird, und fügt an: «Sonst würde es ja die SP schon lange nicht mehr geben.» Die Sozialdemokraten haben in

den vergangenen Jahren serienweise Abstimmungen verloren.

Tatsache ist jedoch auch, dass die SVP in den vergangenen Jahren von zehn Volksinitiativen nur die Ausschaffungsinitiative 2010 und die Masseinwanderungsinitiative 2014 gewonnen hat. Und dennoch: Nach der Abwahl von Christoph Blocher aus dem Bundesrat 2007, einer Parteispaltung, den darauffolgenden verpatzten Bundesratswahlen, Mandatsverlusten in diversen Kantonen 2012 und empfindlichen Stimmenverlusten bei den Parlamentswahlen vor vier Jahren rappelte sich die Partei immer wieder hoch. Bei den jüngsten Wahlen erzielte sie fast 30 Prozent der Wählerstimmen. Nun hat sie bei der Durchsetzungsinitiative, mit der sie allein gegen das gesamte Polit- und Justiz-Establishment ankämpfte, über 40 Prozent der Stimmen geholt. Eine «herbe Niederlage», wie die NZZ das Abstimmungsresultat nannte, ist das nicht. Aber das heisst nicht, dass sich die SVP zurücklehnen kann. ○

## Anarchie jetzt!

Von Henryk M. Broder — In Berlin herrschen beinahe «italienische Zustände».



Falls Sie sich dafür interessieren, was derzeit in der Bundesrepublik, bei Ihrem grossen Nachbarn im Norden passiert, und falls Sie sich dabei fragen, wer denn eigentlich in Berlin regiert, die CDU/CSU, die SPD, die Aliens, der Fahrgastverband Pro Bahn e. V. oder die Radfahrer, kann ich Ihnen weiterhelfen. In Berlin regiert die Anarchie. Man könnte beinahe von «italienischen Zuständen» sprechen, wenn das Essen und das Wetter besser wären. Aber zur traditionellen Berliner Currywurst mit grauem Himmel gibt es eine politische Wetterlage, die man am besten mit der Formel «alle gegen alle» umschreibt. Zuletzt gab es so etwas in den späten sechziger und frühen siebziger Jahren, als sich die K-Gruppen gegenseitig des Opportunismus und des Verrats an der Revolution beschuldigten.

Da ist zum einen Finanzminister Wolfgang Schäuble (CDU), der sich von einer internationalen Konferenz in Schanghai zu Wort meldet, um den Vizekanzler und Wirtschaftsminister Sigmar Gabriel (SPD) zusammenzufalten. Der hatte ein «neues Solidarpaket» gefordert, damit die einkommensschwache deutsche Unterschicht nicht auf die Idee kommt, sie werde gegenüber «Schutzsuchenden» benachteiligt. Schäubles Reaktion liess an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. «Wenn wir Flüchtlingen – Menschen, die in bitterer Not sind – nur noch helfen dürfen, wenn wir anderen, die nicht in so bitterer Not sind, das Gleiche geben oder mehr, dann ist das erbarmungswürdig.» Worauf der stellvertretende SPD-Vorsitzende Ralf Stegner seinem Chef zur Hilfe eilte: «Wenn Schäuble es erbarmungswürdig nennt, für sozialen Zusammenhalt zu sorgen, hat er nichts begriffen und versagt beim Kampf gegen rechts!»

Gabriel seinerseits machte eine zweite Front auf. Die Kanzlerin müsse sich «fragen lassen, ob sie der sozialen Spaltung der Gesellschaft tatenlos zusehen will». Der Eindruck, «wir würden unsere eigenen Bürger vergessen», dürfe sich «nicht festsetzen». Das klang nach AfD und Pegida, war aber Originalton SPD. Der Vorsitzende der SPD-Fraktion im Bundestag, Thomas Oppermann, richtete eine Warnung an die Bayern: Wenn nötig, könnte die grosse Koalition auch ohne die CSU-Minister auskommen.

Deutschland, einig Vaterland? Ja. Nur mit dem Regieren hapert es noch ein wenig.

## Ruhe nach dem Sturm

Von Kurt Schiltknecht — Die führenden Notenbanken sind gut beraten, die zaghafte Belebung der Wirtschaft nicht auf das Öffnen der Geldschleusen zurückzuführen.

Der frühere amerikanische Notenbankpräsident Ben Bernanke sagte einmal im Zusammenhang mit der enormen Ausweitung der Notenbankgeldmenge: «The problem with QE [Quantitative Easing] is that it works in practice, but it doesn't work in theory.» Diese Aussage ist fast so gut wie die Feststellung, dass die Zahl der Geburten mit der Zahl der Störche schwankt; natürlich lässt sich auch so etwas beobachten, aber theoretisch ist der Zusammenhang ebenfalls nicht erklärbar. Anders als bei geldpolitischen Fragestellungen wird eine solche oberflächliche Beobachtung allerdings nicht als Ansatz zur Lösung der heute bestehenden demografischen Probleme verwendet. Eine staatliche Subventionierung der Storchenzucht ist noch nicht geplant.

Es ist bedenklich, wie schnell selbst gute Ökonomen aufgrund einiger weniger Beobachtungen wirtschaftliche Zusammenhänge als gegeben betrachten. Es lässt sich noch verstehen, wenn Wirtschaftsvertreter nach einer starken Aufwertung vorschnell zum Schluss kommen, dass der sinkende Uhren- oder Maschinenabsatz darauf zurückzuführen sei. Problematischer ist es allerdings, wenn die führenden Notenbanken das bescheidene Wirtschaftswachstum der jüngsten Zeit auf das Öffnen der Geldschleusen zurückführen und daraus den Schluss ziehen, bei einer künftigen Abschwächung des Wirtschaftswachstums noch weitere Milliarden ins Bankensystem zu pumpen.

### Ölpreiszerfall und Immobilienkrise

Grundsätzlich gibt es nichts gegen die Hypothese einzuwenden, dass das Quantitative Easing oder die Nullzinspolitik das bescheidene Wachstum in den USA oder in Europa ausgelöst haben könnte. Nur müssten sie die Hypothese zu falsifizieren versuchen und das Ergebnis anderen, teilweise überzeugenderen Erklärungsversuchen der jüngsten Wachstumsbelebung gegenüberstellen. Einer davon ist der Rückgang der Erdölpreise. Spätestens seit der Erdölkrise in den siebziger Jahren weiss man, dass grosse Preisänderungen beim Öl das Wirtschaftswachstum stark beeinflussen. Ölimportierende Länder werden bei einer Ölpreiserhöhung ärmer und können sich deshalb weniger leisten. Das Wachstum geht zurück. Umgekehrt macht ein Ölpreiszerfall die ölim-

portierenden Länder reicher. Es kann mehr konsumiert und investiert werden.

Auf der anderen Seite werden die ölproduzierenden Länder ärmer und können weniger Investitions- und Konsumgüter importieren. Dieser Nachfragerückgang beeinflusst die Nachfrage nach Exportgütern in den nicht ölproduzierenden Ländern. Die durch die Preisänderungen ausgelösten Verschiebungen in der Struktur der globalen Nachfrage können für einzelne Unternehmen schmerzhaft, für andere wiederum vorteilhaft sein. Allerdings dauert es einige Zeit, bis sich die Wirtschaftsstrukturen den neuen Preisverhältnissen angepasst haben. Doch bereits heute lassen sich Anzeichen ausmachen, dass der Ölpreiszerfall in den nicht ölproduzierenden Ländern Wachstumsimpulse ausgelöst hat.

Ein anderer Grund, weshalb einige Länder erst in jüngster Zeit auf den Wachstumspfad zurück-

gekehrt sind, liegt in den Immobilienkrisen. Diese sind die Folgen einer Überproduktion von Immobilien. Bis der daraus resultierende Bestand an leerstehenden Immobilien wieder auf ein normales Niveau zurückgeführt ist, kann es fünf bis acht Jahre dauern. Während dieser Zeit werden wesentlich weniger Immobilien als unter normalen Verhältnissen gebaut, und das Wirtschafts-

wachstum bleibt gering oder negativ.

Inzwischen hat sich die Lage in den meisten von einer Immobilienkrise heimgesuchten Ländern beruhigt, und der Bausektor trägt wieder zum Wachstum bei. Der Ölpreisrückgang und die Überwindung der Immobilienkrise sind zwei von mehreren Faktoren, die meiner Meinung nach eine bessere Erklärung für die jüngste Wirtschaftsbelebung als die Geldpolitik der führenden Notenbanken liefern. Diese wären gut beraten, sich zu überlegen, ob die Verunsicherung der Märkte, die sie mit ihrer Nullzinspolitik oder mit dem Quantitative Easing ausgelöst haben, nicht dafür verantwortlich ist, dass sich die Bereinigung der Immobilien- und Bankenkrise sowie der Rückgang der Rohwarenpreise nicht in einem grösseren Wirtschaftswachstum niedergeschlagen haben. In jeder früheren Krise reichte bereits eine bescheidene Ausweitung der Notenbankgeldmenge zu deren Überwindung. Die Notenbanken machen es sich viel zu einfach, wenn sie die heutige Wirtschaftsbelebung ihrer Politik zuschreiben und damit weiterfahren wollen.



# Tisch in Flammen

Von Thilo Sarrazin — Angela Merkel hat die grösste Spaltung der deutschen Gesellschaft seit den Ostverträgen 1970 verursacht. Der Ausgang ist offen – für Deutschland wie für die Kanzlerin.



Neulich ein Abendessen bei Freunden, elf Menschen am Tisch. Wie in diesen Tagen unvermeidlich, kommt das Gespräch auf die Flüchtlingskrise.

Ein Wort gibt das andere, und schon scheint der Tisch in Flammen zu stehen. Ein Gast zieht die Notbremse: So könne man nicht diskutieren. Betretene Gesichter. Das Gespräch zerfällt, wendet sich unverfänglichen Themen zu. Der Fehdehandschuh wird nicht wiederaufgenommen, niemand möchte schlechte Gefühle provozieren.

Die kurze Debatte war chaotisch. Sie streifte nur die Faktenlage und wurde schnell feindselig, als zwei konträre Sichtweisen offenbar wurden:

— Die einen haben Angst um Deutschland. Sie treibt die Sorge um, was eine unregelmässige, massenhafte Einwanderung kulturell fremder Gruppen aus dem Nahen Osten und aus Afrika auf lange Sicht aus unserem Land macht. Die Wahrscheinlichkeit einer europäischen Lösung erscheint ihnen gering und ein Setzen auf diese Möglichkeit zu riskant. Die Wiedereinführung nationaler Grenzkontrollen und der Verzicht auf einige Vorzüge des Schengenraums ist für sie ein geringer Preis, wenn so die Zuwanderung beherrscht werden kann.

— Die anderen hängen am Projekt Europa und wollen am liebsten der ganzen Welt helfen. Sie sehen das europäische Einigungswerk und die internationale Solidarität zusammenbrechen, wenn der deutsche Tourist auf dem Weg zum Gardasee am Brenner wieder seinen Personalausweis vorzeigen muss, und sie fürchten um Wohlstand und freien Handel, wenn an der Grenze die Frachtbriefe der Lastwagen vorzulegen und gegebenenfalls zu scannen sind.

Wenn tiefe Emotionen im Spiel sind, fällt es den meisten Menschen offenbar schwer, sich Stück für Stück mit den Fakten auseinanderzusetzen und so stufenweise zu einer Meinung vorzudringen. Die alte englische Benimmregel, dass man in «polite company» nicht über Politik sprechen soll, hat ihre Berechtigung. Aber in Ausnahmesituationen wird Konversation leicht zum Geschwätz, wenn sie jene Themen

künstlich vermeidet, die doch die meisten beschäftigen. Dann geht die Spaltung der Gesellschaft schnell durch Freundeskreise und Familien und muss auch ausgehalten werden, wenn es weitergehen soll.

Angela Merkels Stärke war es stets, durch Auftreten, Sprechweise und zurückhaltende Diktion für jede Debatte wie Baldrian zu wirken. Wer nicht darauf einging – etwa beim Atomausstieg, bei der Euro-Rettung oder bei der Öffnung der Grenzen für die Flüchtlinge –, wurde schnell zum alarmistischen Spielverderber oder wirkte gegenüber «Mutti» Merkel wie ein unverantwortlicher Unruhestifter.



Baldrian-Strategie: Merkel bei Anne Will.

Hier deutet sich eine tektonische Verschiebung an: Der steile Aufstieg der Alternative für Deutschland (AfD) in den Meinungsumfragen setzte im September mit der Grenzöffnung durch Angela Merkel ein. Er ist umso bemerkenswerter, weil die AfD noch weit von der inneren Ordnung einer etablierten Partei entfernt und auch ihre Abgrenzung vom rechten Rand der Gesellschaft noch teilweise unklar ist.

In der Flüchtlingskrise wirken CDU, SPD, Grüne und Linke wie Blockparteien. Ihre Aussagen unterscheiden sich nicht. So befeuern sie durch ihr Verhalten den Aufstieg der AfD, den sie gleichwohl beklagen. Die AfD liegt bei Umfragen mittlerweile in allen Bundesländern bei

9 bis 12 Prozent, in Sachsen-Anhalt sogar bei 17 Prozent. Dort könnte sie bei der Landtagswahl am 13. März die SPD überflügeln.

Überhaupt wird die SPD zur Hauptleidtragenden des AfD-Aufstiegs. Die CDU leidet zwar auch, aber sie hat einfach mehr Reserven. Für die SPD dagegen ist die Lage zum Verzweifeln. In Baden-Württemberg ist sie an der Regierung beteiligt, hat fleissige Minister und trotzdem in den Umfragen für die nahe Landtagswahl nur schockierende 16 Prozent. Im Bund liegt sie jetzt bei 23,5 Prozent. Als typische Partei der «kleinen Leute» hat die SPD in den letzten Jahren fortlaufend Stimmen an die Linke, die Grünen und die CDU abgegeben, und jetzt scheint ein wesentlicher Teil ihrer Restwählerschaft zur AfD überzulaufen.

## Lange Antworten auf kurze Fragen

Der kleine Mann weiss instinktiv, dass ein Euro nur einmal ausgegeben und auch der Sozialstaat nicht unbegrenzt ausgedehnt werden kann. Er ahnt, dass die Kosten für die Flüchtlinge zumindest teilweise zu seinen Lasten gehen, und hat Angst vor mehr Konkurrenz am unteren Ende des Arbeitsmarktes. So handelte Sigmar Gabriel vor einigen Tagen politisch ganz richtig, wenn auch finanzpolitisch verantwortungslos, als er forderte, die steigenden Ausgaben für die Flüchtlinge mit mehr Leistungen für Rentner und Arme zu flankieren. Natürlich glaubt ihm keiner, dass alles gleichzeitig finanzierbar ist. Niemand weiss, ob sein Vorstoss, die sich auftuende Spaltung in der Gesellschaft mit mehr Geld zuzuschütten, der SPD eher schadet oder nützt.

Angela Merkel dagegen hielt am letzten Sonntag bei Anne Will erneut an ihrer Baldrian-Strategie fest, und die freundliche Moderatorin kam ihr dabei entgegen. Kritische Fragen zum Ausbildungsniveau, zum kulturellen Hintergrund, zur regionalen Herkunft und zur Geschlechterproportion bei den Flüchtlingen wurden weitgehend ausgeklammert. Angela Merkel konnte auf kurze Fragen lange Antworten geben. Ständig sprach sie von Europa, kaum dagegen von Deutschland. Aber die Baldrian-Strategie schien selbst bei der Moderatorin kaum zu verfangen. Die Gesichter der Zuhörer blieben ernst, ihr Beifall war spärlich.

Angela Merkel, die ewig Vorsichtige, hat die grösste Spaltung der deutschen Gesellschaft seit den Ostverträgen vor 45 Jahren verursacht und sich zudem im Sturm quasi an den Mast des Schiffes gebunden. Der Ausgang ist offen – für Deutschland wie für die Kanzlerin.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

## Fehlschüsse der obersten Schützin

Von Christoph Mörgeli

Zu den tapferen Söhnen Tells, die sich der Entwaffnung unseres Schützenvolks durch die Schengen-EU widersetzen, gesellt sich als Stauffacherin eine gewisse Dora Andres. Die Präsidentin des Schweizer Schiesssportverbandes SSV findet, unser Land habe ein vorzügliches Waffenrecht: «Jede weitere Verschärfung ist unnötig. Der SSV lehnt deshalb sämtliche Vorschläge der EU-Kommission ab.»

Unbekannt ist, wie stark sich die EU-Kommission von diesen pfefferscharfen Worten beeindruckt lässt. Bestens bekannt ist aber, wie sich dieselbe Dora Andres als freisinnige Berner Regierungsrätin 2005 zur Übernahme des Schengen-Vertrages mit der EU geäussert hat. Zum Thema Schengen-Waffenrecht ist die resolute Sicherheitsdirektorin damals laut Berner Zeitung ihren leiseren SVP-Kontrahenten auf einem Podium in Langnau im Emmental mit grossem Stimmaufwand übers Maul gefahren.

Im *Blick* meinte Dora Andres seinerzeit: «Ich bin schockiert. Kurz vor der Abstimmung verbreiten die Schengen-Gegner immer abstrusere Lügen.» Höchste Zeit also, um den lauterer Wahrheiten zu lauschen, die diese Dame damals verbreitet hat. Sie betonte, wir könnten nur als Schengen-Mitglied «die Aussengrenzen stärker überwachen». Tatsächlich präsentiert sich diese stark überwachte Aussengrenze heute trotz unserem «Mitspracherecht» löchriger als jener Käse, den man in Langnau im Emmental produziert. Dora Andres versicherte: «Das Bankgeheimnis bleibt dank einer Ausnahmeklausel unangetastet. Die Schweiz hat sehr gut verhandelt.» In Wirklichkeit ist das Bankgeheimnis zwischenzeitlich vollkommen kollabiert und durch den automatischen Informationsaustausch mit der EU ersetzt worden.

Dora Andres – Vorkämpferin gegen jede Lüge in der Politik – behauptete, ohne Schengen «würde die Schweiz für Asylbewerber wieder attraktiv». Tatsächlich hatten wir in jenem Jahr 10 000 Asylgesuche, heute sind es mit Schengen fast 40 000. Und Dora Andres antwortete damals auf die Frage, ob die Schweizer mit Schengen ihre Dienstwaffe abgeben müssten: «Nein, die Schweizer Schützentraktion bleibt erhalten. Die Armeeangehörigen können wie bisher die Waffe zu Hause aufbewahren.» Die neusten Schengen-Vorschriften machen es auch bei dieser Aussage höchst unwahrscheinlich, dass es die Gegner von Dora Andres waren, die faustdick gelogen haben.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Volk macht aus SVP Juso-Rösti

Von Peter Bodenmann — Alpeninitiative 43 Prozent. SVP 41 Prozent. Juso 40 Prozent. Verlieren tut allen verdammt weh.



SVP-Wahlsieg 2007. SVP-Wahlsieg 2015. Warum machen die danach immer die gleichen Fehler?

Die SVP war sich sicher. Sie würde die Durchsetzungsinitiative gewinnen. Die Umfragen waren superheiss. Der Kölner Silvester goss Öl in das fremdenfeindliche Feuer.

Die verjüngte Prätorianer-Garde der SVP gab allen verbal und nonverbal zu verstehen: «Wir schaffen es. Wir haben die Wahlen gewonnen. Wir werden erst recht die Durchsetzungsinitiative gewinnen.»

Economiesuisse machte vor Angst fast in die Hosen. Und drehte den Geldhahn zu. Die bürgerlichen Parteien blieben lange auf Tauchstation. SP und Grüne litten unter postelektoralen Lähmungserscheinungen. Die Grünliberalen überwinterten im Funkloch. Die Bundesräte hatten andere Sorgen.

2007 bestrafte das Parlament die Übermütigen mit der Abwahl von Blocher. Diesmal waren es Tausende von Schweizerinnen und Schweizer, solche mit rotem Pass und solche ohne, die etwas bewegten. Die Fremdenfeinde verloren über Nacht in den Leserbriefspalten und auch den Facebook-Seiten ihre bisher erdrückende Hegemonie. Aus geübten Jägern wurden ungeübte Gejagte.

Das Resultat: Die Alpeninitiative machte mehr Stimmen als die SVP. Die Jusos fast so viel wie die SVP. Das Volk – ausgerechnet das Volk – hatte aus der SVP Juso-Rösti gemacht.

Können die drei Verlierer den Spiess umdrehen? Für die Alpeninitiative kein Problem.

Vor 2035 geht der neue Gotthardtunnel nicht in Betrieb. Bis dann werden sich alle Autos selbst steuern. Sicherheitsprobleme sind in zwanzig Jahren Schnee von vorgestern. Die heutige Gotthardröhre wird deshalb – 521 Jahre nach Marignano – nicht renoviert, sondern eingemottet. So wie die Leopard-Panzer, so wie die Bison-Minenwerfer. Die niederlagenerprobten Jusos werden neue Themen suchen und finden.

Mehr Probleme haben unsere Fremdenfeinde. Was macht die SVP, wenn das Parlament in der Logik von Cameron eine EU-kompatible Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative vorschlägt – kurz nachdem die Briten, unter dem Druck des Londoner Finanzplatzes, nein zum Brexit gesagt haben?

Bisher war für Blocher klar: «Wir machen kein Referendum.» Weil nach einem Nein der Bundesrat nichts machen würde. Stattdessen werde die SVP eine neue Initiative starten, eine weitere Durchsetzungsinitiative. Und so den Druck im Kessel erhöhen. Jetzt ist dieser Druck weg.

Neu ist nur eines klar: Die Gewerkschaften fordern – mit mehr Aussicht auf Erfolg als bisher – die 900 000 Secondos auf, sich subito einbürgern zu lassen. Damit es nie zu den 4000 Ausweisungen kommt. Immerhin.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

## Service public für die Welt

Von Kurt W. Zimmermann — Im Export sind Schweizer Medienhäuser schwach. Einziger Grosserfolg ist ein Radiosender der SRG.

Es war im Jahre 1996. Marco de Stoppani, der damalige Verlagschef der *Neuen Zürcher Zeitung*, jubelte über einen «Meilenstein».

Der Meilenstein war die steigende NZZ-Auflage ausserhalb der Schweiz. Sie übersprang erstmals die Marke von 20 000 Exemplaren. Zehn Millionen im Jahr investierte de Stoppani, damit sein gedrucktes Blatt auch in Deutschland und Österreich täglich auf den Lesetischen lag.

Es war der grösste Erfolg, den ein heimisches Medienprodukt je ausserhalb des Landes erreichte. Doch ab dem Jahr 2000 brach die Auslandsauflage ein. Der Strukturwandel hin zum Internet beendete den physischen Export von bedruckter Zellulose. Das Internet beendete gleichzeitig auch den Versuch der *Basler Zeitung*, den Süden Deutschlands und das Elsass abzudecken.

Der einzige Zeitungsexport aus der Schweiz, der bis heute erfolgreich überlebte, ist das Boulevardblatt *Blick* in Ungarn. Es war eine Eins-zu-eins-Kopie von Ringiers Hausorgan. Die Auflage liegt bei 150 000, Tendenz fallend. Gegründet wurde *Blick* im Jahr 1994.

Einen wirklich grossen Medienexport aus der Schweiz gibt es allerdings doch. Es ist ein Radiokanal aus dem Hause von Roger de Weck.

Letzte Woche habe ich das wieder eingängig erlebt. Ich war in Südtirol zum Skifahren. Anschliessend war ich im «K1», einer der grössten Après-Ski-Lounges des Alpenraums.

Im «K1» läuft den ganzen Tag Radio Swiss Pop.

Radio Swiss Pop läuft aber nicht nur zum Après-Ski in Südtirol. Es läuft genauso im Hotel «Mercure» in Warschau, in der «Intercontinental»-Bar in Amman, in der «Tropical Garden Lounge» in Koh Samui oder im Restaurant «Zoe» in Baja California. Möglich macht dies der Live-Stream des Senders im Internet, den jeder gratis anzapfen kann.

Radio Swiss Pop läuft darum nicht nur in Tausenden von Restaurants, Hotels und Bars überall auf der Welt. Es erreicht Millionen von Hörern genauso in Warenhäusern, Boutiquen, Zahnarztpraxen und Hallenbädern rund um den Planeten.

Radio Swiss Pop ist der grosse, globale Erfolg der SRG. Es gibt den Sender seit den siebziger Jahren. Die SRG gründete ihn damals zum Zweck der öffentlich-rechtlichen Beschallung von Innenräumen. Anfänglich wurde der Sender über den damaligen Telefonrundspruch verbreitet, ein Langwellenprogramm auf PTT-Leitungen. Das Programm ermög-



Permanenter Musikteppich.

lichte dem heimischen Gewerbe, seine Bäckereien, Wirtshäuser und Coiffeursalons gratis mit einem permanenten Musikteppich zu belegen. Es war ein Service public im Klangbereich.

Nach dem Jahr 2000 hatten die Swiss-Pop-Macher dann zwei gute Ideen. Die erste Idee war das Programm. Man nennt es «Oldie-based Adult Contemporary», populärer Mainstream für Erwachsene. Die zweite gute Idee war der Verzicht auf jegliches Gequäke von Radiomoderatoren. Es gibt kein Geschwätz zwischen der Musik und auch keine Werbung. Darum sind die Kosten minimal. Bei Radio Swiss Pop arbeiten fünf Leute, samt Chefin Shenja Erismann. Die jährlichen Kosten, inklusive Technik, liegen bei etwa 750 000 Franken.

Dennoch ist das Erfolgsangebot der SRG in die Kritik gerückt. Der Sender gilt vielen als typische Wucherung des Staatsfunks, als Projekt, das man besser den Privaten überlässt. Manche Medienpolitiker, von SVP-Nationalrätin Natalie Rickli bis SP-Nationalrätin Edith Graf-Litscher, möchten den Popsender am liebsten verbieten.

Ich sehe das lockerer. Wo gibt es sonst Schweizer Medienangebote, die man in Südtirol, in Amman, in Koh Samui und in Baja California nutzt? Nirgendwo.

Es ist unser Service public für die Welt.

## Kehrtwendungen

Von Beatrice Schlag — Wann denken Leute um?

Ziemlich früh für einen Sonntagmorgen in Los Angeles rief ein Freund aus Deutschland an und sagte, die erste Meldung in der deutschen Hauptausgabe der «Tagesschau» sei gewesen, dass die Schweizer die Durchsetzungsinitiative abgelehnt hatten. Am selben Abend machte der schwarze *Oscar*-host Chris Rock klar, dass die Zeiten vorbei sind, in denen die Academy sich leisten konnte, sich nur auf die Leistungen Weisser im Film zu konzentrieren. Er tat das so charmant und gleichzeitig erbarmungslos, wie Chris Rock das kann. Kein einziger nichtweisser Schauspieler war für einen Oscar nominiert worden, genau wie unzählige Male in den Jahrzehnten zuvor. Das wird so schnell nicht mehr passieren. Es hat nichts mit neu erwachter politischer Korrektheit zu tun, nur mit plötzlich geschärfter Aufmerksamkeit, die nicht wirklich erklärbar ist. Genau so, wie die Ablehnung der Durchsetzungsinitiative nichts mit einer Zunahme an Fremdenfreundlichkeit zu tun hat, sondern mit mehr Aufmerksamkeit für Details. Wo kam die her? Natürlich lässt sich eine Volksabstimmung nicht mit einer Preisverleihung vergleichen. Und die Schweiz nicht mit den USA. Obwohl beide, auch wenn es oft nicht den Anschein hat, zu Lösungen tendieren, die Vermittlung möglich machen.

Die interessante Frage ist, wann und warum Kehrtwendungen stattfinden. Und warum das nicht vorhersehbar ist, obwohl es zu allem und jedem Meinungsumfragen gibt. Warum findet in den USA plötzlich eine sehr ernsthafte Diskussion über die Legalisierung von Marihuana statt? Zehntausende sitzen in Gefängnissen, weil sie mit einer eindeutig für den Eigengebrauch bestimmten Minidosis Cannabis erwischt wurden. Plötzlich lauter Fragezeichen. Wirklich nur, weil Colorado mit seinem legalisierten Gras Milliardenengeschäfte macht? Oder weil Paffen seinen Schrecken verloren hat? Warum ist die Schwulenehe im Westen kein ernsthaftes Thema mehr, obwohl sie in vielen Staaten nach wie vor nicht erlaubt ist? Reicht die Wut vieler Amerikaner auf Washington aus, um Trump zu wählen? Oder will man am Ende doch keinen *gunslinger* im Weissen Haus? Wann kippen jahrelange rationale und irrationale Überzeugungen? Und warum ist das nicht vorher wahrnehmbar? Unsere Ahnungslosigkeit ist beeindruckend.



## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man den Dadaismus, gerade anlässlich der Hundertjahrfeier, als Kunstform rundweg ablehnen, oder begibt man sich damit genau auf den Weg desselben?

*Christopher Vohdin, Zürich*

Diese Frage sei mit den Worten von Dada-Mitbegründer Hugo Ball beantwortet:

«gaga di ogaga gaga di ogaga  
gaga di bumbalo bumbalo gadjamen  
gaga di bling blong  
gaga blung.»

*Rico Bandle*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Der Gender-Wahn zeigt, wie degeneriert gewisse Akademikerkreise sind.» *Karin Thurnheer*

### Wo waren die deutschen Männer?

Nr. 8 – «Der grosse Unterschied»; Philipp Gut, Peter Keller und Claudia Schumacher über Mann und Frau

Das Gender-Gedöns und der heutige Feminismus sind eine übersteigerte Form von Zickigkeit – und damit höchst weiblich. Allerdings halte ich Zickigkeit nicht für eine Veranlagung, sondern für eine Haltung, die in der uralten Situation der Unterlegenheit entstand und sich immer dann zeigt, wenn es erlaubt ist. Frauen werden sehr bald rational, wenn Zickigkeit nicht akzeptiert wird. Darum scheint mir auch einiges an der Argumentation der Artikel zu Gender, Mann und Frau unzutreffend, insbesondere was Empathie, Sprachfähigkeit und damit Kommunikation betrifft. Wer Menschen besser liest, sich besser ausdrücken kann und damit besser kommuniziert, der schwingt obenaus. Aber die meisten Frauen verstehen nicht mal, wie und wann Kommunikation unter den Männern abläuft und wie die Männer damit Kooperation und Konkurrenz unter einen Hut bringen.

*Laurenz Hüsler, Egg ZH*

Ich habe schon lange nicht mehr so interessante Zeilen mit so viel Wahrheitsgehalt gelesen. Diese Gender-Bewegung ist so kreuzfalsch, wie sie nur sein kann. Jeder Mutter, jedem Vater fällt der Unterschied zwischen Mädchen und Knaben auf, wenn sie die Entwicklung der eigenen Kinder verfolgen. Der Gender-Wahn zeigt, wie degeneriert gewisse Kreise von Akademikern sind. Der gesunde Menschenverstand ist ihnen scheinbar abhandengekommen. Übrigens war auch mein erster Gedanke, nachdem ich von den Vorfällen der Kölner Neujahrsnacht gehört hatte: «Wo waren denn die deutschen Männer? Die Frauen waren doch bestimmt nicht alle alleine unterwegs!» Es lebe der typische Mann – es lebe die typische Frau!

*Karin Thurnheer, St. Margrethen*

### Immer unrealistischere Vorhaben

Nr. 8 – «Aufnehmen um jeden Preis»; Wolfgang Koydl über Flüchtlingspolitik

Meine Anfrage als besorgte Bürgerin an den Kommunikationsbeauftragten der Sicherheitsdirektion vom Kanton Zürich blieb trotz Wiederholung unbeantwortet. Meine Frage lautete: «Wenn Bundesbern nach und nach die Zivilschutzanlagen für Flüchtlinge in Beschlag nehmen will, wo wird die Schweizer Bevölkerung in einem Krisenfall untergebracht?» Unsere Regierung verliert zuneh-



«Hausverstand»: *Weltwoche*-Titel.

mend die Perspektive von uns Bürgern aus den Augen – ausser, dass wir für immer unrealistischere Vorhaben zahlen sollen.

*Edith Loosli, Dällikon*

Aussage einer Betreuerin von eritreischen Flüchtlingen sinngemäss: «Es besteht ein Recht der eritreischen Flüchtlinge, am [schweizerischen] Wohlstand teilzuhaben.» Da habe ich wohl etwas falsch verstanden – oder lebe ich auf einem anderen Stern? Es ist mir wahrlich und auch nach ernsthafter Gewissensforschung nicht bewusst, dass ich unseren lässig daherkommenden, jungen, arbeitsfähigen «Gästen» etwas schuldig wäre.

*Karlheinz Vaishar, St. Gallen*

### Chance zu einem Neuanfang

Nr. 8 – «Droge EU» und «David gegen Boris»; Roger Köppel und Hansrudolf Kamer über Grossbritannien und die EU

Roger Köppels Analyse ist nicht zu widerlegen. Leider. Und doch macht Hansrudolf Kamer wieder Hoffnung. Die EU ist längst nicht mehr das, was sie einmal war. Für den Bürger ist das aber erst im letzten Jahr sichtbar geworden. Für das imperiale Gefühl gibt es noch das Commonwealth. Und die USA. Es gibt Gemeinsamkeiten, die Kontinentaleuropa nicht bieten kann. Dazu gehört vor allem der Glaube an die Verfassung. Und die Aversion gegen eine Wertegemeinschaft, deren Basis alles andere als zuverlässig ist. Ein Brexit würde der Schweiz direkt nichts bringen. Aber auch nicht



schaden. Da hat Roger Köppel recht. Allerdings rüttelt die Abstimmung darüber die Schweiz auf. Gut möglich, dass man im Abstimmungskampf Dinge erfahren kann, welche die EU-Korrespondenten verschweigen. Wahrscheinlich gibt es niemanden mehr, der über die EU noch den Überblick hat. Für Briten so oder so ein Gräuel. Über die Efta könnte die Schweiz mit den Briten in Kontakt treten. Die wäre eher nach ihrem Geschmack, und sie müssten bei einem Beitritt mit der EU nicht wieder bei null anfangen. Auch der EWR wäre für die Briten eine Alternative, damit wären sie immerhin die politische Integration los.

*Elisabeth Monika Oesch, Zürich*

Aus dem überzeugenden Beitrag von Hansrudolf Kamer wird klar, dass die anhaltend zentralistisch orientierte, aber kaum handlungsfähige EU für die Briten nicht attraktiv sein kann. Schon längst hätte man in Brüssel einsehen müssen, dass das undemokratische Funktionärsgebilde keine Zukunft hat. In der heutigen Struktur stiftet die EU wenig Nutzen, ist bürgerfremd und kaum reformierbar. Ein rasches Umdenken bei der EU ist aber nicht zu erwarten, und das aktuelle Chaos dürfte noch zunehmen. Somit wäre der Austritt Grossbritanniens logisch. Danach würde sich die Chance zu einem vernünftigen Neuanfang bieten, um für ganz Europa, inklusive der Schweiz, ein Efta-ähnliches Gebilde im Zeichen von Demokratie, Zusammenarbeit und Prosperität zu schaffen.

*Hanspeter Bornhauser, Bottmingen*

Nicht das Scheitern der europäischen Staaten und ihrer Reiche ist die Frage, denn auch die Schweiz ist nicht für die Ewigkeit gemacht, sondern ihre kulturelle Leistung, und darin hat Kerneuropa auf der Welt nicht seinesgleichen.

*Ecke Demandt, Lindheim (Deutschland)*

### Auch Lehrer sind Menschen

Nr. 8 – «Trinkende Dozierende»; Régis Ecklin über geschlechtsneutrale Sprache

Heureka, sogar ein Student der pädagogischen Hochschule lehnt sich gegen die genderpolitisch korrekte Verhöhnung unserer Sprache auf. Im Gymnasium lernten wir vor siebzig Jahren das Prinzip Pars pro Toto – «los padres» heisst auf Spanisch «die Eltern», «Alle volljährigen Zürcher sind steuerpflichtig» betrifft auch die Frauen; anders ist es mit der Militärdienstpflicht, die Sprache ist keine mathematische Angelegenheit. Da wollten einige Politiker auf billige Art Lorbeeren in Sachen Gleichstellung holen, das Resultat nützt den Frauen nichts, kostet die Steuerzahler einen Haufen Geld und tut Sprachbegabten in der Seele weh. Wenn ich an einer Versammlung das Wort «Alpenclüblerinnen» höre, erinnert

mich das an meine Grosstante, welche die Insassen der nahen Strafanstalt als «Zuchthäuserinnen» bezeichnete. Nicht einmal vor «Mitgliederinnen» wird mein Sprachgefühl verschont. Und erst die «Lehrpersonen». Vor hundert Jahren wurde eine schlecht bezahlte Bedienstete als «Person» abgetan, wie im gegenwärtigen «Heidi»-Film wieder zu hören ist. Auch Lehrer sind Menschen, ihre Gemeinschaft ist der Lehrkörper. Daher sollten sie besser «Lehrmensen» oder aber «Lehrkörper-teile» genannt werden.

*Hansmartin Bächler, Hedingen*

### Evolution von aussen

Nr. 8 – «Starb Jesus auch für Ausserirdische?»; Alex Reichmuth über Weltraumforschung

Vom schwedischen Nobelpreisträger Svante Arrhenius (1859–1927) stammt die Idee von «Panspermia». Irgendwo im Universum – so Arrhenius – entwickelte sich die erste intelligente Lebensform. Wie es dazu kam, ist so wenig beantwortbar wie die Frage nach dem Beginn eines Kreises. Diese Lebensform wünschte, ihre eigene Art auszubreiten. Gründe dafür gibt es unzählige. Ein Sektor der Milchstrasse wird mit «Lebensbausteinen» infiziert. Beispielsweise mit DNS. Dies gleich trillionenfach. Der grösste Teil dieser Lebensbausteine verglüht in Sonnen, landet auf ungeeigneten Planeten oder schwebt für alle Ewigkeit durchs Universum. Ein Bruchteil davon gerät in den Anziehungsbereich von ähnlichen Planeten wie demjenigen, bei dem Panspermia startete. Auf dem infizierten Planeten beginnt jetzt eine Evolution. Nach der Evolutionstheorie bildeten sich die Bausteine des Lebens nicht in der irdischen Ursuppe – sie kamen von aussen. Und prompt landen wir in der Bibel: «Und Gott [je nach Übersetzung <Götter>, in der Mehrzahl] schuf den Menschen nach seinem Ebenbild» (1. Mos. 1,27). Damit werden andere Lebensformen – meinetwegen schier unvorstellbare Wesen – nicht ausgeschlossen. Es mag wimmeln davon. Doch unsere Erde beherbergt ähnliche Lebensfor-

men wie diejenigen, die Panspermia starteten. Die E.T.s sind nicht zufälligerweise ähnlich wie wir – und wir ähnlich wie sie. Wir sind das Produkt der von aussen gestarteten Evolution. *Erich von Däniken, Buchautor und Prä-Astronautik-Experte, Beatenberg*

### Kleines Kreuz auf dem Herzen Weltwoche allgemein

Als Nichtschweizer (aber mit kleinem Kreuz auf dem Herzen), mehrsprachig, seit Jahrzehnten Abonnent der *Weltwoche*, hier eine Antwort auf die Frage: «Warum gerade die *Weltwoche*?» Die Antwort ist einfach: Die *Weltwoche* ist die einzige mir bekannte Zeitschrift, deren Lektüre sich lohnt. Alle anderen (in Deutschland, Frankreich, Grossbritannien) sind ängstliche Mainstream-Blätter, die immer mit den (zahmen) Wölfen heulen, so, als ob ihre Journalisten auf die Politiker schielten, um vielleicht doch demnächst gut bezahlt in Brüssel, Strassburg, Luxemburg oder als Presse männer einer nationalen Regierung unterzukommen. Deren Artikel lohnt es nicht zu lesen, die Schlussfolgerung steht im Vornhinein fest.

*Norbert Frantz, Bergem (Luxemburg)*

Es gibt sie noch, die freie Presse, die unbequeme Themen differenziert und anders aufs politische Tapet bringt. Man darf mitdenken und auch anderer Meinung sein als vom Mainstream-Establishment für politisch korrekt befunden. Man vertuscht und schön liebt, als sich mit der unbequemen Seele des Volkes auseinanderzusetzen, was ich – in aller Bescheidenheit – für einen politischen Kardinalfehler halte.

*Marcus Rick, Vaduz (Fürstentum Liechtenstein)*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit [www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch) die  
besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch)

**worker jobs.ch**



Warten auf die Wende: Alain Berset.

---

## Bittere Pillen

---

Der Bundesrat wird am Freitag ein weiteres Paket an flankierenden Massnahmen beschliessen. SP-Bundesrat Alain Berset führte hinter den Kulissen Regie.

Von Hubert Mooser

Bis vor fünf Monaten war die Welt des Alain Berset (SP) noch in Ordnung: Brauchte er in einem umstrittenen Geschäft eine Mehrheit, sondierte er zuerst das Terrain bei Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP). Hatte er die Bündnerin überzeugt, folgten ihm auch Bundesrätin Doris Leuthard (CVP) oder Didier Burkhalter (FDP). Aber dann kam der Wahlsieg des rechtsbürgerlichen Lagers. Berset bekam die Veränderung sofort zu spüren: Die neue Rechtsmehrheit im Parlament versenkte im Dezember die Verlängerung des Ärztestopps – also die Zulassungsbeschränkung für ausländische Mediziner.

Das war eine bittere Pille für den erfolgswöhnten Innenminister. Berset reagierte auf das für ihn etwas rauere politische Klima einerseits mit Imagepflege. So präsentierte er sich in der People-Presse beispielsweise an der Seite der amtierenden Miss Schweiz Lauriane Sallin. Auf der anderen Seite hintertrieb er auf leisen Sohlen im Bundesrat die politische

Wende, indem er abwechslungsweise mit Aussenminister Didier Burkhalter oder mit Doris Leuthard paktierte. Und das offenbar mit Erfolg. Ob mit oder ohne zweiten SVP-Bundesrat, ob beim Armeebudget oder bei der Personenfreizügigkeit – die Regierung entscheidet nicht anders als vor den Wahlen. Dabei wären eigentlich fünf der sieben Bundesräte Vertreter des bürgerlichen Lagers.

Andreas Müller, Vizedirektor des Think-Tanks Avenir Suisse und langjähriger Berater der FDP-Bundesräte Johann Schneider-Ammann und Pascal Couchepin, sagt mit Verweis auf das Legislaturprogramm, in der Landesregierung sei alles auf Kontinuität ausgerichtet und von der Verwaltung in diese Richtung beeinflusst. Gemäss Müller fehlt eine auf zwanzig Jahre ausgelegte Zukunftsschau. Der Präsident des Schweizerischen Gewerbeverbandes, Jean-François Rime, ein Landsmann von Berset, findet, es sei noch etwas früh, um die bundesrätlichen Entscheide beurteilen zu können.

Arbeitgeberpräsident Valentin Vogt wird dagegen langsam etwas ungeduldig. «Die flankierenden Massnahmen zur Personenfreizügigkeit sind die Nagelprobe», warnt Vogt. Er erwarte hier eine Absage der Regierung an den Wunschkatalog der Linken. Gerade in diesem Dossier zeigt sich der Einfluss Betsets im Bundesrat am deutlichsten. Hier legte er sich mächtig ins Zeug, wie SP-Nationalrat Corrado Pardini bestätigt.

### Powerplay für mehr Regulierung

Am Freitag wird der Bundesrat nicht nur die Botschaft zur Umsetzung der Initiative gegen die Masseneinwanderung verabschieden, sondern auch ein weiteres Paket flankierender Massnahmen (FlaM).

Konkret einigte sich die Landesregierung schon anlässlich ihrer europapolitischen Klausur vom 24. Februar auf folgende neue Regulierungen im Entsendegesetz: Der Vollzug der bisher schon beschlossenen flankie-

renden Massnahmen wird verbessert. Dieser Punkt ist mehr oder weniger unbestritten. Weiter schafft die Regierung auch die Voraussetzungen zur Verlängerung eines Normalarbeitsvertrages (NAV). Stellen die Arbeitsmarktbehörden wiederholt Lohndumping fest, können in Branchen ohne Gesamtarbeitsverträge befristet zwingende Mindestlöhne in NAV erlassen werden. Mit der Gesetzesanpassung will der Bundesrat sicherstellen, dass ein NAV verlängert werden kann, wenn die Gefahr besteht, dass es nach Auslaufen des Vertrags zu einem Einbruch der Löhne kommen könnte. Bereits 2015 hat der Bundesrat höhere Bussen bei Verstössen gegen Lohn- und Arbeitszeitreglemente abgesegnet und die Obergrenze von 5000 auf 30 000 Franken erhöht.

Die aktuellen Verschärfungen sind eine Art Kompromiss zwischen den Maximalforderungen der Linken mit der Forderung nach einer erleichterten Verbindlichkeitserklärung von Gesamtarbeitsverträgen und dem Minimalprogramm der Arbeitgeberseite, die nur Verbesserungen beim Vollzug akzeptieren will. Die flankierenden Massnahmen sollen in- und ausländische Arbeitnehmer vor Lohndumping schützen. Sie sind seit Juni 2004 in Kraft. Bei jeder Ausweitung des freien Personenverkehrs auf neue EU-Staaten (2006 und 2010) erkaufte sich der Bürgerblock mit einem Ausbau der FlaM die Zustimmung der Linken.

Diesmal liess sich die Regierung von Berset und der Linken davon überzeugen, dass die Abstimmung über eine pragmatische Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative nur zu gewinnen ist, wenn den Stimmbürgern zugleich Lösungen präsentiert werden, welche die Nachteile der Personenfreizügigkeit ein wenig glätten.

Der aktuelle Entscheid ist dennoch pikant, denn im April 2015 erteilte der Bundesrat auf Druck der Bürgerlichen und des Arbeitgeber-

verbandes zusätzlichen Ausbauwünschen bei den FlaM eine Absage. Doch hinter den Kulissen lobbyierte Berset auf allen Kanälen und zog Infrastrukturministerin Doris Leuthard schliesslich auf seine Seite. Gemeinsam reichte das Duo vor den Weihnachtsferien 2015 einen Mitbericht ein. Darin forderten sie von Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann weitere Massnahmen zur Lohnregulierung. Und der Wirtschaftsminister fasste widerwillig den Auftrag, bis am 16. März dem Bundesrat entsprechende Vorschläge vorzulegen.

Vor einer Woche doppelte Berset nach und legte dem Bundesrat einen weiteren Mitbericht vor, in dem er den Ausbau der flankierenden Massnahmen verlangt. Leuthard wollte aber nicht so weit gehen wie Berset. Dafür leistete laut Insidern Aussenminister Didier Burkhal-

### Der Bundesrat will Vorschläge, für welche Spezialprojekte Überschüsse künftig verwendet werden könnten.

ter Support. Der Chef des Departements für auswärtige Angelegenheiten habe sich vor der Sitzung von SP-Vertretern über deren Ausbaupläne bei den FlaM instruieren lassen. Erfolglos habe Burkhalter während der Bundesratssitzung versucht, SVP-Bundesrat Guy Parmelin von der Maximalforderung der Gewerkschaften zu überzeugen. Immerhin unterstützte auch der Westschweizer Arbeitgeberverband die Forderungen nach einer erleichterten Verbindlichkeitserklärung der Gesamtarbeitsverträge.

#### Parmelin als Stolperstein

Der Coup misslang, und plötzlich steht Parmelin unter Beschuss. So verbreitete das Berset-Lager nach der Sitzung, der neue SVPLer stehe weiter rechts als erwartet. Wie bestellt erschien darauf in der *NZZ am Sonntag* ein Artikel gegen

den Verteidigungsminister: Parmelin politisiere auf Druck seiner Partei rigoros in Stil und Inhalt. Er habe bei der Beratung zur Armeebotschaft 2016 für die nächsten vier Jahre einen Zahlungsrahmen von zwanzig Milliarden Franken gefordert, obwohl er gewusst habe, dass er damit im Bundesrat keine Chance habe. SVP-Fraktionschef Adrian Amstutz findet den Vorwurf etwas eigenartig. Immerhin fordere die SVP mit der Parlamentsmehrheit diesen Budgetrahmen. Es sei doch das Natürlichste auf der Welt, wenn ein SVP-Bundesrat im Gremium die von der Parlamentsmehrheit unterstützten Linie der SVP einbringe.

Was dem Lager von Alain Berset zusätzlich Sorge bereitet: Ein streng auf Rechtskurs politisierender Parmelin könnte zum Stolperstein werden für sozialpolitische Vorlagen des Innenministers. Mit dem Waadtländer hat Berset einen Kollegen bekommen, der sich in den sozial- und gesundheitspolitischen Dossiers bestens auskennt: Parmelin gehörte seit seiner Wahl in den Nationalrat 2003 der Sozialpolitischen Kommission an. Vor seiner Wahl in den Bundesrat präsidierte er das Gremium. Der Waadtländer könnte in Mitberichten seinem SP-Kollegen das Leben schwerer machen.

Vorläufig hat Berset noch die Nase vorn – und zwar nicht nur bei der Personenfreizügigkeit. Als am 17. Februar Finanzminister Ueli Maurer seinen erfolgreichen Jahresabschluss präsentierte, kam im Bundesrat erneut die Diskussion auf über die Verwendung der Überschüsse. Bisher flossen diese fast ausschliesslich in die Schuldentilgung. Berset überzeugte mit Burkhalter den Bundesrat, dass man den Finanzminister Vorschläge ausarbeiten lassen solle, für welche Spezialprojekte künftige Überschüsse verwendet werden könnten. Das ist ein Ur-Anliegen der Linken und damit genau das Gegenteil von einer politischen Wende im Bundesrat. ○

GENEVA  
INTERNATIONAL  
MOTOR  
SHOW

86.  
Internationaler  
Auto-Salon  
und Zubehör  
3.-13. März 2016  
Genf

www.auto-salon.ch

CO<sub>2</sub> TIEFER LEGEN

SBB CFF FFS  
Bequem mit dem Kombibillet Bahn + Eintritt.

palexpo

OICA

# Noth gibt Anlass zur Sorge

Oberst Jürg Noth ist Kommandant unseres Grenzwachtkorps. Dieses muss 2016 wohl einen rekordmässigen Migrantenzustrom bewältigen. Die interne Stimmung ist schlecht, weil Noth einen bürokratischen Wasserkopf auf Kosten der Grenzwächter an der Front aufgepumpt hat. *Von Christoph Mörgeli*

Nach der jährlichen Medienkonferenz stand Jürg Noth, Chef des Grenzwachtkorps (GWK), dem *Tages-Anzeiger* Red und Antwort. Im Jahr 2015 hat sich die Zahl der illegalen Aufenthalter gegenüber dem Vorjahr auf 31 000 verdoppelt, was einigermassen beunruhigen müsste.

Auf die Frage, wo er die Prioritäten setze, meinte Noth, bei «Migration, Kriminalität und Terrorbekämpfung sowie Schmuggel». Ein solches Konzept unseres obersten Grenzwachters gibt Anlass zur Sorge. Denn wer vier Prioritäten setzt, setzt keine Priorität. Und wer angesichts der aus Afrika und dem Nahen sowie Mittleren Osten einströmenden Asylbewerber noch prioritär Jagd auf schmuggelnde Einkaufstouristen macht, steht offensichtlich nicht auf der Höhe seiner Aufgabe. Kommandant Noth meinte ausserdem, bei einer weiteren Eskalation müsste ein Armeeeinsatz an den Grenzen erwogen werden.

Sehr richtig. Denn an den Grenzen herrscht Ernstfall, weshalb militärische Dienstleistungen hauptsächlich der Grenzkontrolle dienen müssten. Da muss skeptisch stimmen, wenn Jürg Noth über diesen Truppeneinsatz im

Grenzpolizeidienst sagt: «Wie das auf der Armeeseite zu bewältigen ist, kann ich nicht beurteilen.» Nach vorausschauender Planung, sorgfältiger Koordination und detaillierten Absprachen sieht das nicht aus. Da beruhigt es auch kaum noch, wenn Noth gleichentags in der NZZ das Gegenteil behauptet: «Die Planungen für Kooperationen zwischen Grenzwa- che und Armee laufen derzeit detailliert weiter.»

Seltsam klingt es auch, wenn der Grenzwachtkommandant die neu anzustellenden Grenz- wächter bei einer dreijährigen Grundausbil- dung erst als «nach einem Jahr einigermassen einsatzfähig» beurteilt. Zum Vergleich: Die Sol- daten der Schweizer Armee würden nach einer Grundausbildung von achtzehn Wochen Re- krutenschule sogar in den Krieg geschickt.

## «Schengen ohne Alternative»

Fürsprecher Jürg Noth gelangte 2003 nach Po- lizeidiensten in Stadt und Landschaft Bern als Quereinsteiger aufs Kommando des Grenz- wachtkorps, also des uniformierten, bewaffne- ten Teils der Oberzolldirektion mit rund 2000 Mitarbeitern. Sofort stürzte sich Noth in den

Abstimmungskampf für den Schengen-Ver- trag, und zwar auf allen Kanälen und in voller Uniform. Denn die politisierenden Beamten des Integrationsbüros in Bundesbern hatten in ihrem Geheimplan zum Propagandafeldzug den Chef des Grenzwachtkorps ausdrücklich für den «Einbezug ins Kampagnenkomitee» vorgesehen.

Noth behauptet nach wie vor: «Für mich gibt es im Moment keine Alternative zu Schengen.» Er hat also das merkelsche Lieblingswort «alternativlos» verinnerlicht und beurteilt das grandios gescheiterte Schengen-System der EU als ein von höherer Macht bestimmtes Schick- sal, das sein Grenzwachtkorps nun einmal ohn- mächtig vollziehen muss. Ein Grenzwachtoffiz- ier im Range eines Obersten, der in seinen strategischen und operativen Überlegungen nicht in Alternativen denkt, stellt ein gewisses Risiko für die Sicherheit der Bürger dar. Doch zur konzeptlosen Europäischen Union meint Noth mit der Naivität eines unverbesserlichen Brüsseler Funktionärs: «Es muss jetzt darum gehen, die Schengen-Aussengrenzen wieder unter Kontrolle zu bringen.» Was aber ge- schieht diesen Frühling, Sommer und Herbst, wenn sich – wie höchstwahrscheinlich – Noths frommer Wunsch nicht erfüllt? Sogar Werner Faymann, sozialdemokratischer Bundeskanz- ler von Österreich, nennt die Asylpolitik der EU mittlerweile «unsinnig und fahrlässig».

In Wirklichkeit haben Schengen/Dublin und der faktische Wegfall der statischen Grenzkontrollen der langjährigen guten Zu- sammenarbeit zwischen den schweizerischen und den nachbarschaftlichen Grenzbehörden massiv geschadet. Die Sicherheit der Men- schen wäre in einem Kleinstaat mit klar defi- nierten Grenzen besser aufrechtzuerhalten. Zumindest hinter vorgehaltener Hand ist den meisten Grenzwachtern klar, dass unser Land mit Schengen/Dublin zu einem Fünfsterne- hotel ohne Portier verkommen ist.

**Selbstbewusst, selbstherrlich, selbstgefällig**  
Von seinen Untergebenen wird der stattlich gewachsene GWK-Kommandant Jürg Noth als auffallend selbstbewusster bis selbstgefälliger Chef beschrieben, der Kopfnicker um sich schart, aber selbständig denkende Unterge- bene gnadenlos aufs Abstellgeleise wegbeför- dert. Ältere, erfahrene Kaderangehörige mit gutdotierten Salären wurden auf unbedeuten- de Stabsposten abgeschoben und in mehreren Fällen ohne ersichtlichen Grund entlassen.



*Fünfsternehotel ohne Portier:* Grenzwachtkorps-Kommandant Noth.



Vier Prioritäten: «Terrorbekämpfung» ...



... «Schmuggel» ...



... «Migration» ...



... «Kriminalität».

Dafür schuf Noth einen etwa 150-köpfigen administrativen Wasserkopf von hochbezahlten, meist akademisch besetzten Berner Stabsstellen. Noch vor fünfzehn Jahren genügte für dieselben zentralen Aufgaben ein zehnköpfiges Team. Derweil wächst den Grenzwachtern im praktischen Einsatz die Arbeit über den Kopf.

Jürg Noth pflegt seit seiner Zeit als Kommandant des Bundesratsbunkers ein gut funktionierendes Beziehungsnetz, so dass er immer wieder die Finanzen für modernste Aus- und Hochrüstungen an Geräten, Fahrzeugen, Uniformbekleidungen et cetera erhält. Intern ist die Verwunderung gross, dass sich noch niemals eine Parlamentarierkommission im Interesse der Steuerzahler näher mit den Ausgaben und Anschaffungen des Grenzwachtkorps befasst hat. Noth hat nach eigenen Worten bei der früher zuständigen Departementschefin einiges erreicht: «Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf hat das GWK von allfälligen Sparmassnahmen ausgenommen.» Kein Wunder, schliesslich war Jürg Noth Opportunist genug, um anlässlich der Parteispaltung von der SVP in ihre BDP überzutreten. Sein Pech ist, dass ihn jetzt mit dem neuen Finanzminister Ueli Maurer die SVP wieder einholt.

Geradezu katastrophal sind die Rückmeldungen aus dem Korps über Noths Seminare

und Fortbildungen, zu denen er oft ohne Konzept, ohne Unterlagen und überhaupt völlig frei von irgendwelchen Vorbereitungen erscheint. Er spricht sehr gut Englisch und liebt es, mit martialischen amerikanischen Ausdrücken um sich zu werfen. Zu den Tessiner Grenzwachtern scheint aber ein wirklicher Kontakt mangels Sprachkenntnis schwer möglich zu sein, speziell weil sie auch sein Hochdeutsch nicht wirklich verstehen. Gegenüber den ihm nicht unterstellten zivilen Zoll-

### Nach vorausschauender Planung, Koordination und detaillierten Absprachen sieht das nicht aus.

behörden trat Noth von Anfang an so anmassend auf, dass er dort auch heute noch auf heftige Ablehnung stösst. Doch der demnächst zurücktretende Oberzolldirektor Rudolf Dietrich wird als so milde, herzensgute Persönlichkeit beschrieben, dass er dem Grenzwachtkommandanten weitgehend freie Hand lasse.

Die Reorganisation «Innova», die Jürg Noth seinem Korps ohne wirklich gute Gründe verordnete, hat praktisch nichts bewirkt und höchstens Verunsicherung und Frustrationen ausgelöst. 2006 schuf er eine neue achtzehnköpfige bewaffnete Sondereinheit, welche die

«organisierte Zoll-Kriminalität besser bekämpfen» sollte. Es war vorgesehen, dass sie «zeitlich und geografisch aufwändige Observationen» durchführe und «bei Einsätzen mit erhöhtem Gefährdungspotenzial zum Einsatz» komme. Und bezeichnend: «Eigene Ermittlungen unternimmt die Gruppe nicht.» Innerhalb des Grenzwachtkorps weiss denn auch niemand so recht, wozu diese mittlerweile aufgestockte Sondereinheit gut sein soll und was sie konkret überhaupt tut. Auch Noth selber sitzt nicht gerne an seinem Berner Schreibtisch, sondern vertreibt sich seine Arbeitszeit lieber mit einer fast permanenten «Tour de Suisse».

Es ist allgemein bekannt, dass der Chef der Grenzwaiche der subsidiären Zusammenarbeit mit der Armee skeptisch bis ablehnend gegenübersteht. Das sei eine ganz falsche Haltung, sagen erfahrene Grenzwachtoffiziere; sie beurteilen den unterstützenden Truppeneinsatz als höchst zweckmässig, sinnvoll und nahezu problemlos. Die Soldaten seien bei Ausbildung und Einsatz ausserordentlich motiviert und sähen in einer solchen Aufgabe einen wirklichen Sinn. Kürzlich wurde bekannt gemacht, dass 5000 Armeemitglieder für den Grenzschutz eingeplant sind. Jürg Noth kann also noch dazulernen. Sofern er dazu überhaupt bereit ist. Beim Vertrag von Schengen/Dublin hat's jedenfalls bislang nicht geklappt. ○

# Allein im Gegenwind

Das Desaster von Fukushima vor fünf Jahren löste in Deutschland und der Schweiz die Energiewende aus. Die Deutschen denken inzwischen ans Umkehren. Die Schweizer lenken ihre Energiepolitik weiterhin in Richtung Planwirtschaft. Von Markus Schär

«Jetzt müssen wir zuerst einmal abwarten», riet Christoph Blocher im Gespräch mit dem *Newsnetz*. «Während Katastrophen darf man keine langfristigen Entscheide treffen, die nicht nötig sind», wusste der Luftschutzbereichsoberst ausser Dienst. Das Interview erschien am 17. März 2011. Sechs Tage zuvor hatte ein Tsunami die Küste von Japan verwüstet und im Reaktor von Fukushima eine Kernschmelze ausgelöst, drei Tage später hatte die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel das Abstellen von sieben Kernkraftwerken angeordnet: die Energiewende.

Auch in der Schweiz trafen die Politiker – entgegen dem Rat von Blocher – innert kürzester Zeit einen langfristigen Entscheid: Sie forderten den Totalumbau der Schweizer Energieversorgung bis 2050, dabei schrieben sie die Erzeugung und den Verbrauch von Strom für drei Jahrzehnte auf die Megawattstunde genau fest. Das Umsetzen des Jahrhundertprojekts dauert etwas länger: In der laufenden Frühlingssession, zum fünften Jahrestag der Katastrophe von Fukushima, soll das Parlament die Feinarbeit an der Energiestrategie 2050 so vorantreiben, dass es sie im Sommer verabschieden kann. Zeit für eine Zwischenbilanz: für eine Geschichte von Opportunisten und Profiteuren.

**Die Wendehälse** — Wer als Zeithistoriker untersucht, weshalb eigentlich ein Seebeben vor Japan die Deutschen und die Schweizer (und nur sie!) erschütterte, der erlebt eine Überraschung. «FDP vollzieht die Energiewende», staunten die Medien schon am 17. März 2011: Die Nationalräte Filippo Leutenegger und Fulvio Pelli sprachen sich in einem «freisinnigen Rückwärtssalto» (*St. Galler Tagblatt*) für eine Zukunft ohne Kernkraftwerke aus – denn sie fürchteten sich vor Verlusten wegen der neu antretenden Grünliberalen bei den Zürcher Kantonsratswahlen vom 3. April. Und für die Energiewende warb auch der Basler Nationalrat und Gewerbefunktionär Peter Malama († 2012): Sie bringe dem Gewerbe reichen Segen, so etwa den Installateuren von Sonnenkollektoren.

Noch wendiger zeigte sich nur BDP-Präsident Hans Grunder. Der Berner kämpfte noch bei der kantonalen Volksabstimmung vom 13. Februar für ein neues Werk in Mühleberg – im Verwaltungsrat der Eigentümerin BKW sitzen schliesslich der Ex-Finanzdirektor und die Finanzdirektorin aus seiner Partei. Einen

Monat später warf er sich in Pose als erster Bürgerlicher, der den Atomausstieg forderte.

Aber CVP-Präsident Christophe Darbellay liess sich beim Slalom nicht abhängen. Seine Bundesrätin, Energieministerin Doris Leuthard, machte ihrer Partei noch am 26. März «sachlich kühl, fast im Stil einer Vorlesung» (NZZ) klar, dass die Schweiz den Atomstrom weiter brauche. Aber auch sie fügte sich – mit wie viel Überzeugung, wird erst in ihren Me-

moiren nachzulesen sein – der Parteiräson: Nur auf der Welle aus Japan surfend, konnten die Mitteparteien vermeintlich Verluste bei den Nationalratswahlen im Oktober abwenden.

«Wir können verhindern, dass sich die Parteien im Wahlkampf in der Energiefrage gegenseitig blockieren», jubelte deshalb am 17. April in der *Sonntagszeitung*, dem Publikationsorgan der Wendehälse, der FDP-Nationalrat Otto Ineichen († 2012): «Wir machen den Weg frei für



Eine Geschichte von Opportunisten und Profiteuren.

die Energiewende.» Eine Allianz von «energiepolitischen Schwergewichten», von den Nationalräten Bastien Girod (GP) und Beat Jans (SP) bis zu SVP-Ständerat This Jenny († 2014), legte eine «Roadmap» mit einem Dreizehnpunkte-Programm vor – samt einem milliardenschweren Fonds «Energieumbau Schweiz», einer Stromlenkungsabgabe und Subventionen à discrétion dank unbeschränkter kostendeckender Einspeisevergütung.

Von den Medien vorangetrieben, forderte das Parlament in der Sommersession die eilig gebastelte Energiestrategie 2050. Bei den Nationalratswahlen verlor dennoch die FDP fünf und die CVP drei Sitze, während die Grünliberalen den Gewinn von neun Mandaten feierten. Aber Hauptsache, die Energiewende-Koalition von SP bis CVP hielt den Bundesratssitz von Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) und sorgte so



in der letzten Legislatur für die Mitte-links-Mehrheiten im Bundesrat.

**Aus der Sackgasse** — Fünf Jahre danach sieht die Energielandschaft anders aus – völlig anders, als es die Heerscharen von Beamten und Beratern des Bundesamtes für Energie in ihren Szenarien für die nächsten vierzig Jahre planten. Schuld daran sind gerade die Deutschen, die ihre Energiewende durchzogen, also die Kernkraftwerke abstellten. Wozu das führte, zeigte der deutsche Spitzenpolitiker Peter Ramsauer (CSU), der in der entscheidenden Zeit als Verkehrsminister am Kabinetttisch sass, im Dezember einer Runde von Schweizer Energiepolitikern auf.

«Umweltfreundlich, sicher, bezahlbar» wollten die Deutschen ihre Energiewende gestalten. Das Fazit nach fünf Jahren Atomausstieg: Umweltfreundlich(er) ist die Stromproduktion nicht. Von 2011 bis 2014 sank zwar der Anteil der Kernenergie von 17,6 auf 15,5 Prozent, während jener der erneuerbaren Energiequellen von 20,2 auf 25,5 Prozent stieg. Aber auch der Anteil von Braun- und Steinkohle nahm von 42,8 auf 43,8 Prozent zu, Deutschland stösst deshalb immer noch gleich viel CO<sub>2</sub> aus wie 2011. Sicher ist die Versorgung nur, weil für jede Solar- oder Windanlage ein konventionelles Kraftwerk anspringt, wenn die Sonne nicht scheint oder der Wind nicht bläst. Und bezahlen lässt sich der Strom für viele kaum mehr: Die Industriemacht Deutschland hat die fünfthöchsten Strompreise Europas für Firmen und gar die zweithöchsten für Haushalte. So unangenehme Wahrheiten mochte Walter Steinmann, der Direktor des Bundesamtes für Energie, beim Referat von Peter Ramsauer nicht gelten lassen: Er wollte die Aussagen des Ex-Minis-

---

**«Es ist wie im Sozialismus: Unterdrückung von Kritik macht ein System blind und dumm.»**

---

ters, der bei der Energiewende mitbestimmt hatte, richtigstellen.

«Es ist wie im Sozialismus: Unterdrückung von Kritik macht ein System blind und dumm», sagt Alexander Wendt, Autor des Buches «Der grüne Blackout». Der Experte bei *Focus* weist darauf hin, dass die deutschen Stromkunden wegen der steigenden Öko-Umlagen jährlich 25 Milliarden Euro für Strom aufwenden, den die Börse für knapp 2 Milliarden handelt. Oder dass sie 2014 über 100 Millionen Euro für Strom bezahlten, den die Windparks nicht erzeugten, weil sie sonst die Netze überlastet hätten. Und er verrät, dass ihm ein führender Politiker im Vertrauen sagte: «Bei der Energiewende ist es so wie bei einem Fuhrwerk, das in die Sackgasse fährt: Es muss dort wieder herauskommen, wo es hineingefahren

ist. Man braucht also nicht hinterherzulaufen. Von Unterhaltungswert ist allein das Wendemanöver.»

**Der Bund der Planwirtschaftler** — Die Deutschen denken an die Kehrtwende, Bundeskanzlerin Angela Merkel steht auch in der Energiepolitik unter massivem Druck. Die Schweizer dagegen fahren weiter in die Sackgasse, dabei ist hier ebenfalls alles anders als zuvor. Die Grünliberalen steckten mit ihrer Initiative für eine Energiesteuer vor einem Jahr eine vernichtende Niederlage ein. Die Energiewende-Koalition verlor bei den Nationalratswahlen die Mehrheit (wenn man Grünfreisinnige wie Ruedi Noser oder Christa Markwalder nicht mitrechnet) und darauf auch ihre Bundesrätin, Eveline Widmer-Schlumpf. Und Nick Beglinger, der sich mit Swis cleantech als die Stimme der Wirtschaft aufspielte, gibt angesichts seines fortlaufenden Erfolges auf. Dazu kommt der traurige Zufall, dass alle vier Parlamentarier, die während der letzten Legislatur starben (neben Otto Ineichen, Peter Malama und This Jenny auch der Glarner Ständerat und Axpo-Verwaltungsrat Pankraz Freitag), sich als führende Energiepolitiker fühlten.

In der Energiepolitik kann niemand mehr «Marktwirtschaft» buchstabieren. Und weil es wegen der Dutzenden Milliarden an Subventionen in Deutschland keinen Markt mehr gibt, schüttet die Schweizer Politik umso mehr Subventionen aus. Sie will die kostendeckende Einspeisevergütung weiter ausbauen, dabei bieten Solar- und Windkraftanlagen auf unabhärbare Zeit hinaus keinen Beitrag zur Versorgungssicherheit. Sie will die (verfassungswidrig eingeführten) Subventionen für Gebäudesanierungen noch aufstocken – obwohl die Schweizer Klimapolitik keinen Beitrag zur globalen Klimapolitik leistet, die selbst gemäss Berechnungen des Weltklimarates IPCC nichts gegen den Klimawandel bringt. Und sie will jetzt auch noch grosse Wasserkraftwerke subventionieren, weil der Stolz der Schweiz im 20. Jahrhundert nicht mehr rentiert.

Dagegen wehrt sich kaum mehr jemand, die Betreiber der Kernkraftwerke zuletzt. Ihre Produktionskosten liegen, wie die *Sonntagszeitung* vorrechnete, zwischen 4,5 und 5,5 Rappen pro Kilowattstunde – auf dem Markt gibt es dafür noch 3 Rappen. Deshalb kämpfen die Stromversorger nicht gegen die Atomausstiegs-Initiative der Grünen, als deren Gegenvorschlag die Energiestrategie 2050 gilt. Im Gegenteil: Bei einem Ja könnten sie ihre Werke abstellen, dafür Entschädigungen einsacken und der Öffentlichkeit die Kosten für das Abwracken aufbürden. So hätten die Wendehälse um Hans Grunder & Co., die im Frühling 2011 innert weniger Tage die Schweizer Energielandschaft umpflügten, ihr Ziel erreicht. ○

# Entwarnung unerwünscht

Fünf Jahre nach dem Atomunglück in Fukushima ist die Strahlenbelastung rund um die Havarie-Reaktoren deutlich gesunken. Die Regierung hebt die Sperrung von evakuierten Gebieten nach und nach auf. Mehr als ein Viertel der Bevölkerung ist bereits zurückgekehrt. *Von Alex Reichmuth*

Es ist ein düsteres Bild, das der *Tages-Anzeiger* zur Situation fünf Jahre nach dem Reaktorunglück in Japan zeichnet: «Fukushima macht weiter ganze Regionen unbewohnbar.» Von dort gehe «nach wie vor Gefahr für die Bevölkerung aus». Zu Wort kommt Naoto Kan, zur Zeit der Havarie Premierminister Japans und inzwischen ein Gegner der Atomkraft. Die Anstrengungen seines Landes, die kontaminierten Zonen um das Kraftwerk zu säubern, sagt er, hätten «keinen nachhaltigen Effekt», weil die Quelle der Radioaktivität nicht beseitigt sei und durch den Wind immer wieder Cäsium herangetragen werde. Bereits im letzten Sommer hatte die Umweltschutzorganisation Greenpeace die Dekontamination als «gescheitert» bezeichnet und erklärt, eine Rückkehr der evakuierten Bevölkerung in ihre Häuser sei «nicht zu verantworten».

Der Blick auf die Strahlenbelastung in den Gebieten rund um die Havarie-Reaktoren zeigt ein differenzierteres Bild. Die nach den Störfällen und Explosionen in mehreren Reaktorblöcken des AKW Fukushima Daiichi freigesetzte Radioaktivität (als Folge des Erdbebens und des Tsunamis vom 11. März 2011, bei dem über 18 000 Menschen starben), kontaminierte die Umgebung vor allem in der vorherrschenden Windrichtung. Entsprechend zeigt die Belastungskarte vom April 2011 eine deutlich er-

höhte Strahlung in nordwestlicher Richtung (Grafik links unten): Über Dutzende von Kilometern erstreckt sich die am stärksten belastete Zone (rot eingefärbt). Im November 2015 zeigt die Belastungskarte (Grafik rechts) zwar noch immer das typische Bild der Kontamination in nordwestlicher Richtung, doch die roten Gebiete sind praktisch verschwunden. Gemäss Schätzungen beträgt die Verseuchung heute durchschnittlich fast zwei Drittel weniger als nach dem Unglück 2011.

## Umsiedlungen forderten Todesopfer

Radioaktive Partikel wurden vor allem durch Wind und Wetter verteilt und verdünnt. Zudem liessen die Behörden mit grossem Aufwand Siedlungsgebiete säubern: Hausfassaden wurden gereinigt, Erdschichten abgetragen. Solche Dekontaminationen können die radioaktive Belastung um fast die Hälfte reduzieren. Bis in einem Jahr sollen die Säuberungsaktionen abgeschlossen sein.

Nach dem Unglück wurde die Bevölkerung im Umkreis von bis zu zwanzig Kilometern umgesiedelt. Später mussten auch die Bewohner in Gebieten ausserhalb dieser Zone ihre Häuser verlassen. Insgesamt gab es über 164 000 Evakuierte. Im April 2014 hoben die Behörden erstmals einen Evakuationsbefehl auf: Die Bewoh-

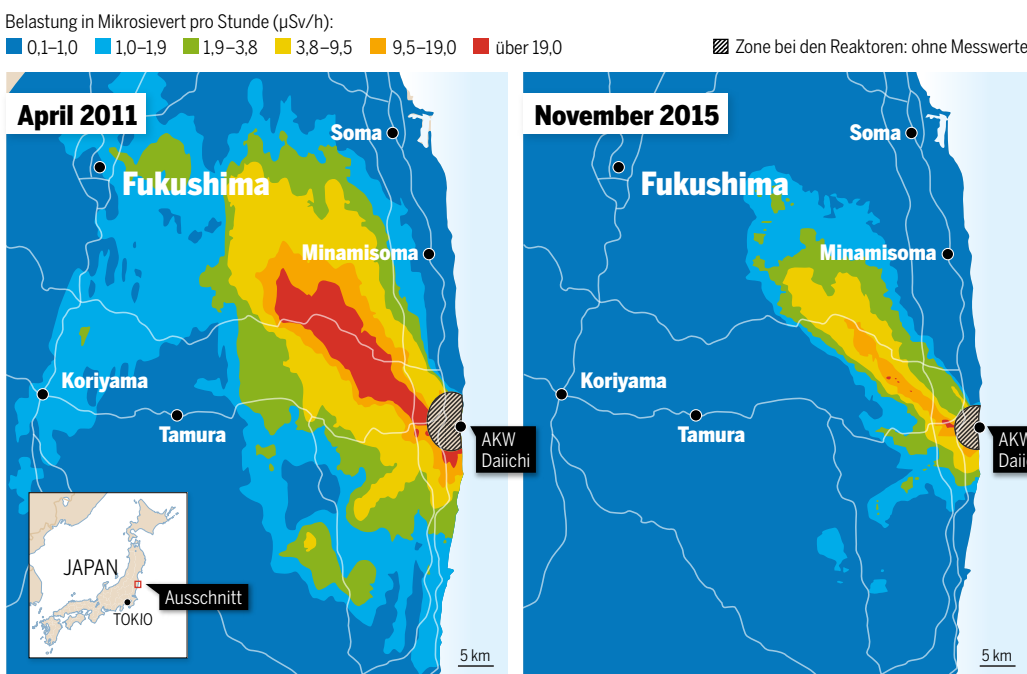
ner der Stadt Tamura konnten zurückkehren. Im Oktober 2014 folgte die Entwarnung für Teile von Kawauchi, im September 2015 war die Stadt Naraha an der Reihe. Vor wenigen Tagen kündigte die japanische Regierung an, Ende April könnten über 11 000 Bewohner der Stadt Minamisoma zurückkehren. Es handelt sich erstmals um ein Gebiet der Zone zwei, die mittelstark radioaktiv belastet war. Insgesamt kehrten bis heute über 45 000 Personen oder 27 Prozent aller Evakuierten in ehemals gesperrte Zonen zurück.

Bis März 2017 will die Regierung die gesamten Kontaminationszonen eins und zwei freigeben. Das bedeutet, dass bis dann siebzig Prozent der Umgesiedelten in ihre Heimat zurückkehren dürfen. Keine Aufhebung der Evakuationsorder ist für die am stärksten betroffene Zone drei absehbar, wo ursprünglich rund 25 000 Menschen lebten. Dort wird die radioaktive Belastung voraussichtlich auch in fünf Jahren noch so hoch sein, dass eine Rückkehr gemäss geltenden Grenzwerten als unzulässig gilt.

Viele Umgesiedelte zögern allerdings, auch in Gebiete mit gesundheitlich unbedenklicher Belastung zurückzukehren. Einerseits ist die Infrastruktur erst im Aufbau. So fährt etwa wieder ein Linienbus entlang der Küste, an der auch das AKW Fukushima steht; dieser durchquert Zonen, die für die Wiederbesiedlung noch gesperrt sind. Zudem protestieren bei jeder Entwarnung Umweltschutzorganisationen und Atomkraftgegner. Sie suggerieren lebensgefährliche Risiken und behaupten, die Behörden würden die Gesundheitsgefahren schönreden.

Richtig ist das Gegenteil: Zumindest in den mässig belasteten Zonen eins und zwei wären die Bewohner selbst dann nur minimalen Gesundheitsgefahren ausgesetzt gewesen, wenn sie ihre Häuser gar nie verlassen hätten. Tatsächlich ist die langfristige radioaktive Gesamtbelastung dort trotz AKW-Unglück tiefer als in grossen Teilen der Alpen. Zudem gibt es Orte wie das brasilianische Guarapari oder das iranische Ramsar, wo die natürlich vorhandene Radioaktivität höher ist als die Strahlung in grossen Teilen der Evakuationsgebiete in Fukushima. Gemäss wissenschaftlichen Studien gibt es aber weder in Guarapari noch in Ramsar häufiger Krebs oder genetische Schäden. Hingegen waren die Evakuierungen in Japan mitunter selber fatal. Laut einer amerikanischen Studie sind rund 1700 Todesfälle in der umgesiedelten Bevölkerung auf Stress, Erschöpfung und widrige Lebensumstände zurückzuführen. ○

## Vergleich der Strahlenbelastung um das AKW Fukushima Daiichi, 2011 und 2015



**Fast zwei Drittel weniger kontaminiert:** Belastungskarten.





**Exklusives Leserangebot: Hotel Hof Weissbad**

# Appenzell à la carte

Gönnen Sie sich eine kulinarische Zeitreise in den traditionsreichsten Kanton der Schweiz. Das Hotel Hof Weissbad verwöhnt Sie nach allen Regeln der Kunst: mit Tradition, Wellness und seiner mit 16 Gault-Millau-Punkten prämierten Spitzenküche.

Am Fuss des Säntis erwartet Sie das authentische Hotel Hof Weissbad mit erstklassigem Komfort, persönlicher Betreuung und traumhafter Aussicht. Ums kulinarische Wohl kümmert sich Küchenchefin Käthi Fässler – von Gault Millau als «Köchin des Jahres 2009/2010» ausgezeichnet.

**Zusätzlich zum Angebot Exklusiv für die Leser/Abonnenten der Weltwoche:**

- Persönlich geführte Tour «Appenzeller Kultur, Brauchtum und Tradition»,
- jeweils dienstags und freitags während ca. 2 Stunden.
- Es erwarten Sie verschiedene Appenzeller Handwerker.
- Wir zeigen Ihnen das Brauchtum und die Tradition vor Ort.
- Degustieren Sie unsere kulinarischen Spezialitäten.



## Platin-Club-Spezialangebot

### Appenzellerland à la carte

im Hotel Hof Weissbad, 9057 Weissbad

#### Leistungen:

- 3 Übernachtungen, inkl. reichhaltiges Frühstücksbuffet
- An zwei Abenden wählen Sie ein 4-Gang-Menü aus 18 verschiedenen Gerichten.
- Dazu ein exklusives 6-Gang-Menü von Küchenchefin Käthi Fässler inkl. Aperitif, Wein, Mineral, Kaffee und Spirituosen.
- Appenzeller Ferienkarte für freien Eintritt in Museen und Fahrten auf dem Streckennetz der Appenzeller Bahnen etc.
- Benützung Innen- und Aussenbad (eigenes Quellwasser, 33° C), Saunalandschaft, Mountainbikes, Elektrovelos etc.
- Nur für Weltwoche-Leser: Tour «Appenzeller Kultur, Brauchtum und Tradition», jeweils dienstags und freitags (Dauer: ca. 2 Std.)

#### Preise:

Doppelzimmer: pro Person Fr. 820.– (statt 1024.–)  
Einzelzimmer Fr. 880.– (statt 1099.–)

#### Buchung:

Verfügbar ab sofort bis Samstag, 30. April 2016 (nach Verfügbarkeit, exkl. Feiertage). Reservieren Sie Ihr Angebot unter Tel. 071 798 80 80. Bitte Kennwort Weltwoche angeben.

#### Veranstalter:

Hotel Hof Weissbad, www.hofweissbad.ch

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)





*Weitblick und Fingerspitzengefühl:* Fifa-Präsident Infantino, Wembley-Stadion, London, 2016.

## Meinem Nachfolger viel Glück!

Letzte Woche ist wieder ein Oberwalliser zum Präsidenten der Fifa gewählt worden. Als Sohn italienischer Einwanderer musste Gianni Infantino auf dem Weg nach oben mehr leisten als andere. Das macht ihn für mich zu dem Mann, der die Hoffnung auf eine gute Zukunft der Fifa verkörpert. *Von Sepp Blatter*

Das Wallis ist der beste Kanton der Welt. Es hat 45 Viertausender, den schönsten Berg, den längsten Gletscher der Alpen und die erfolgreichste Cup-Mannschaft weit und breit. Und das Wallis behält die Zügel im Weltfussball in der Hand. Das Machtzentrum verschiebt sich sieben Kilometer ostwärts: von Visp nach Brig!

Ich gebe es zu: Der Erfolg von Gianni Infantino im Rennen um das Fifa-Präsidium hat mich überrascht. Und die Entstehungsgeschichte der Wahl ist höchst bemerkenswert. Denn Infantino war der Kandidat, der quasi aus dem Nichts kam. Wäre Michel Platini nicht suspendiert worden, hätte

Infantino höchstens die Rolle des Wahlhelfers und Lobbyisten gespielt.

Doch jetzt ist Gianni Infantino der neue Fifa-Präsident – und er bringt alles mit, um ein grosser Präsident zu werden. Er ist ein hervorragender Jurist, ein akribischer Schaffer, ein Mann der Tat. Vor allem ist er eine Persönlichkeit mit Bodenhaftung, die für jeden ein offenes Ohr hat und sich allen Problemen stellt. Da ist es schon fast Ironie des Schicksals, dass man diese Qualitäten bei der Fifa einst als zu wenig gross eingestuft hatte. Denn der erste Anlauf von Gianni Infantino, bei der Fifa Fuss zu fassen, war eine Bewerbung für eine Stelle in der

Rechtsabteilung – ohne Erfolg. Ich hörte damals von Giannis Interesse erst, als man ihm schon die Absage zugeschickt hatte.

### **Echter europäischer Präsident**

Das Schicksal bietet aber oft eine zweite Chance – und die hat Infantino mit jenen Eigenschaften genutzt, die ihn auch als Fifa-Präsidenten weit bringen können: Disziplin, Diplomatie, Leidenschaft und einer sozialen wie sprachlichen Kompetenz. Dass er im Moment seines grossen Erfolges zunächst kaum ein Wort über die Lippen brachte, steht für seine Emotionalität und Hingabe – aber auch für seine Bescheiden-



sagte doch sinngemäss schon Konfuzius: «Wenn du einem Menschen helfen willst, schenk ihm keinen Fisch, sondern lehre ihn fischen.»

Ich gratuliere Gianni Infantino aufrichtig und herzlich zur Wahl als neuer Präsident. Mit dem beschlossenen Reformpaket sind die Ansprüche an ihn aber hoch. Denn die Umsetzung der Neuerungen ist eine grosse Herausforderung. Mit seiner Erfahrung, Fachkenntnis, dem strategischen und diplomatischen Geschick bringt er alle Eigenschaften mit, um meine Arbeit weiterzuführen und die Fifa wieder zu stabilisieren. Dank seiner Seriosität, Detailtreue und Dossiersicherheit ist er exakt der richtige Mann, um den von mir im vergangenen Juni gewiesenen Weg weiterzuverfolgen. Die Reformen sind eine ganz grosse Chance: Dank der klaren Trennung zwischen Geschäftsführung und politischen Entscheidungen, einem konsequenten Integritätscheck und der Amtszeitbeschränkung für alle hohen Funktionäre können Transparenz und Glaubwürdigkeit der Fifa gestärkt werden. Und hierfür braucht es einen Mann, der auf dem glitschigen juristischen Parkett den Spagat zwischen impulsivem Vorwärtsdrang und defensiver Absicherung beherrscht.

### Lebensschule Fussball

Man konnte in den vergangenen Tagen sehr viel über Gianni Infantino lesen – zum Beispiel (wie er auch selber zugibt), dass er ein schlechter Fussballer sei und zwei linke Füsse habe. Ich durfte persönlich nie gegen ihn spielen, aber ich weiss, dass Gianni auch im Walliser Fussball Meriten hat – zwar nicht als Regisseur im Mittelfeld, sondern als umtriebiger Coach, Manager und Macher im Hintergrund. Er organisierte Turniere, gründete einen eigenen Klub (den FC Folgore) und führte einst als Trainer die dritte Mannschaft des FC Brig-Glis von der fünften in die vierte Liga. Man könnte jetzt sagen, das sei sportlich ohne Wert. Sportpolitisch waren das aber vermutlich seine ersten wichtigen Gehversuche. Denn je schwächer die Spieler auf dem Rasen, desto überzeugender muss der Mann an der Seitenlinie auftreten.

Mit seiner Vielsprachigkeit bringt Infantino eine wichtige Qualität mit, um von allen verstanden zu werden. Bei unseren Treffen konnte ich mich aber auch davon überzeugen, dass er die wichtigste Sprache beherrscht: die Sprache des Fussballs. Mit ihr wird er auch die Herzen jener Menschen erreichen, die in weniger begüterten Ländern zu Hause sind, für die der Fussball oft die direkteste Tür zur Freude, der hellste Schein der Hoffnung, die wichtigste Lebensschule ist.

Als Jugendliche aus Visp war für uns Brig früher ein attraktives Ausgangsziel. Das Nachtleben war aufregender, die Mädchen waren aufgeschlossener – und der Bahnhof Brig stellte

quasi das Tor zur weiten Welt dar. Dort führte Gianni Infantinos Mutter den legendären Kiosk «Perron 1» – eigentlich mehr ein Gemischtwarenladen. Bei Signora Infantino, die fast nur Italienisch sprach und wie eine typische *mamma* wirkte, konnte man alles kaufen, was das Herz begehrte – und noch viel mehr. Und wenn sich etwas nicht finden liess, gab sie dem Schaffner des nächsten Schnellzugs nach Mailand gleich noch eine Bestellung gen Italien mit. Maria Infantino war das Herz des Briger Bahnhofs. Sie war immer da – und gelegentlich fragte man sich: «War sie schon vor den SBB da?»

Als Einwanderer aus Italien hatte die *famiglia* Infantino auch mit Vorurteilen und Skepsis gegenüber Fremden zu kämpfen. Wir Walliser sind zwar grundsätzlich weltoffen und gastfreundlich, aber im Alltag bilden Kirche und Politik oft ein enges Korsett. Wer sich mit den alteingesessenen Instanzen anlegt, kann Probleme kriegen. Ich denke, dass Gianni Infantino auf dem Weg nach oben noch mehr leisten musste als ein «normaler» Schweizer. Dies trieb ihn in die Fremde, dies öffnete seinen Horizont, dies machte ihn zu jenem Mann, der die Hoffnung auf eine positive Zukunft der Fifa symbolisiert.

Ich habe nicht das Recht, Gianni Infantino Tipps für seine Arbeit als Fifa-Präsident zu geben. Drei Dinge möchte ich ihm aber hier doch sagen: «Du musst immer wissen, dass du einen der anforderungsreichsten, aber auch schönsten Jobs der Welt hast. Dies ist Würde und Bürde zugleich. Vergiss nie, woher du kommst. Denn es ist letztlich die Basis der Fussballer und des Fussballs, die das Fundament der Fifa wieder zementieren muss. Und last, but not least: Viel Glück, Gianni!»

Sepp Blatter war von 1998 bis 2016 Präsident des Weltfussballverbands Fifa.

heit. Es sind exakt jene Qualitäten, die sowohl auf dem Fussballplatz wie auch in Führungsgremien von höchstem Wert sind.

Gianni Infantino ist ein Oberwalliser, wie ich es bin. Doch seine italienischen Wurzeln und seine berufliche Vorgeschichte bei der Uefa machen ihn zu einem echten europäischen Präsidenten. Ich gebe zu, dass man darüber auch besorgt sein könnte. Denn mit dem Gewinn des Fifa-Präsidiums liegt das Machtzentrum nun nicht nur sportlich und wirtschaftlich bei der Uefa, sondern auch strategisch und diplomatisch. Ich bin überzeugt, dass Gianni Infantino dank Weitblick und Fingerspitzengefühl nicht vergisst, dass die Fifa der Dachverband aller 209 Nationalverbände ist – und dass drei Viertel der Fussballnationen (und hier denke ich vor allem an die kleineren) vom organisatorischen, logistischen und infrastrukturellen Support der Fifa abhängig sind. Bei dieser Unterstützung geht es nicht in erster Linie um Geld, sondern um den Transfer von Know-how und Wissen. Wie

### Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

- **Regulierungskosten**  
Nun sind Taten gefragt,  
keine Listen
- **Migranten**  
Das Gewerbe engagiert  
sich schon lange
- **Berufsbildung**  
sgv verlangt Korrektur  
der BFI-Botschaft

[www.gewerbezeitung.ch](http://www.gewerbezeitung.ch)



Schweiz

## Rechte Umstürzler

Wahlen werden in der Schweiz nicht mehr in der Mitte gewonnen, sondern rechts. Im Freisinn ist nicht mehr viel Liberalismus, und die SVP etabliert sich immer mehr als die wahre Wirtschaftspartei.

Von Corrado Pardini

**E**ine gute und eine schlechte Nachricht. Die gute: Mehr als zwei Drittel der Stimmbürgerinnen und Stimmbürger wollen nichts von der SVP wissen. Was die Partei der Rechtsausser-Milliardäre und ihr Kampfblatt, in dem dieser Text erscheint, aber nicht daran hindert, so zu tun, als gehöre die Schweiz jetzt ihnen.

Die schlechte Nachricht: Wahlen werden in der Schweiz nicht mehr in der Mitte gewonnen, wie die Politstrategen immer behauptet haben, sondern rechts. Das zeigt das neue parlamentarische Personal der anderen bürgerlichen Parteien, vorab der FDP. Im Freisinn ist nicht mehr viel Liberalismus, dafür sehr viel Neoliberalismus und SVP.

Und die SVP etabliert sich immer mehr als die Wirtschaftspartei. Jetzt haben die Wirtschaftsverbände mit Blocher einen Deal für die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative beschlossen. Die FDP und den sozialpartnerschaftlichen Ansatz haben sie dabei links liegen gelassen.

### Grosser Sprung nach hinten

Unser Parlament und der Bundesrat waren schon immer bürgerlich beherrscht. Aber in der Regel wussten diese Bürgerlichen, dass der soziale Frieden im Land auf Kompromisse baut. Zum Beispiel auf die Sozialpartnerschaft. Die brauchten wir heute mehr denn je. Denn die Schweiz riskiert gerade ihren Wohlstand: mit der hausgemachten Frankenkrisis, die Arbeit und Produktion zerstört. Mit dem Kippen geregelter Beziehungen zu unseren Nachbarn. Mit der SVP-Rezession. Mit der wachsenden Ungleichverteilung von Vermögen und Chancen.

Statt die Dinge zu regeln, setzt der neue Rechtsblock von Economiesuisse, SVP und FDP zum grossen Sprung nach hinten an. In die soziale Eiszeit. Er will die Löhne auf Europaaniveau senken. Uns länger arbeiten lassen, bis 67 oder 70 Jahre, und dies am liebsten 50 Stunden pro Woche. Er will den Service public und die AHV kaputtsparen, die Sozialversicherungen abbauen und privatisieren. Das sind keine Nationalkonservativen, wie sie immer behaupten. Das sind rechte Umstürzler.

Vor einigen Wochen habe ich als Gewerkschafter mit der Stadler Rail von Peter Spuhler einen guten Gesamtarbeitsvertrag unter-

schrieben. Wie immer haben wir hart verhandelt. Doch dann sagte ein Kollege Metaller: «Dieser GAV war eigentlich gar nicht möglich.» Warum? Weil er rabiat gegen den herrschenden Trend steht. Der GAV enthält gute Mindestlöhne, auch für Lehrlinge. Einen Kündigungsschutz für Ältere. Das Bekenntnis zur 40-Stunden-Woche. Und einiges mehr.

Die Botschaft des Stadler-GAV lautet: «Wollen wir Arbeit und Wohlstand sichern, brauchen wir sozialen Fortschritt. Faire Beziehungen zwischen Arbeit und Kapital. Abschottung



«Buebetrickli»: Brunner (SVP), Müller (FDP).

ist Illusion. Tiefere Löhne retten keine Jobs. Sozialer Rückschritt zerstört die Sicherheit.

Dies hat Stadler-Inhaber Peter Spuhler, ein SVP-Mann, erkannt. Seine Partei versteht das nicht. Zusammen mit den Arbeitgebern geht sie auf Konfrontationskurs in Sachen Arbeit.»

Nun hat dieser Rechtsblock einen Anti-EU-Pakt geschmiedet, der in Wahrheit ein Pakt gegen die Schweizer Arbeitenden ist. Zuerst machte der ewige Opportunist Blocher eine Spitzkehr und rückte von der strikten Begrenzung der Einwanderung ab. Im Gegenzug schwenkte Economiesuisse auf Kontingente, ein neues Saisonierstatut und die

einseitige Umsetzung ohne Vertrag mit der EU. Es wäre das Ende der Personenfreizügigkeit. Die Arbeitgeber wollen das, weil Kontingente den Druck auf die Löhne und die soziale Sicherheit von allen Arbeitenden in der Schweiz erhöhen. Sie wollen die flankierenden Massnahmen schleifen. Sie wollen die Probleme ohne und gegen die Gewerkschaften regeln. Das bestätigt den Verdacht, dass die Arbeitgeber schon lange vor der Abstimmung über die SVP-Initiative einen Deal mit der Rechtsausser-Partei geschlossen hatten.

### Wir können das

Damit ginge in der Schweiz eine Epoche zu Ende. Die Frage ist nicht, ob die EU auf dieses «Buebetrickli» reinfällt. Entscheidend für die Zukunft der Schweiz ist, dass die Arbeitgeber gerade die Sozialpartnerschaft beenden.

Wir, die Linke, die Gewerkschaften und die Sozialdemokratie, haben seit achtzig Jahren den grundsätzlichen Konflikt zwischen Kapital und Arbeit eingefroren, im Tausch gegen sozialen Fortschritt, AHV und Wohlstand. Diesem Modell entziehen die Arbeitgeber und ihre Parteien gerade die Geschäftsgrundlage.

Tragen Bundesrat und Parlament diese Konfliktstrategie gegen die Arbeit mit, nehmen sie sich aus dem Spiel. Ohne sichere Jobs und sichere Löhne wird es keine Mehrheiten mehr für geregelte Beziehungen zu unseren Nachbarn geben. Und dann wird die Frage, welche Schweiz wir wollen, in den Betrieben, in sozialen Bewegungen, in Referenden und auf der Strasse entschieden.

Die Schweiz hat die Wahl. Rechts eine kalte, freudlose, fremdenfeindliche und rückwärts-gewandte Schweiz, in der sich eine schmale Oligarchie den ganzen Wohlstand krallt. Hier eine mutige, optimistische, soziale, gerechte und sichere Schweiz mit Chancen für alle. Wir können das. Wir sind keine Opfer.

Corrado Pardini ist Berner SP-Nationalrat und Chef des Industriesektors innerhalb der Gewerkschaft Unia.



Europa

## Knüppel der Historie

Auch wenn gewisse Zeitgenossen den Begriff «Gutmensch» wütend bekämpfen und dieser 2015 zum Unwort des Jahres gekürt wurde: Die Bezeichnung verdeutlicht wie keine andere den Unterschied zu einem «guten Menschen».

Von Thomas Matter

**E**in guter Mensch traut sich und den andern Etwas Gutes zu. Er bringt seiner Umgebung grundsätzliches Wohlwollen entgegen. Der gute Mensch hilft innerhalb der Grenzen seiner Verantwortung und seiner Kraft, wo immer er kann. Und zwar mit eigenem Engagement, mit eigenen Mitteln, möglicherweise unter Inkaufnahme grosser Nachteile. Dem Gutmenschen aber geht es darum, vor den andern gut dazustehen, vor möglichst grossem Publikum ein Zeichen zu setzen, sich demonstrativ als moralisch makellos in Szene zu setzen und dafür entsprechenden Applaus einzuharsten. Ähnlich wie bei der Unterscheidung zwischen guten Menschen und Gutmenschen muss man in Politik, Medien, Kultur und Wirtschaft die Verantwortungsethiker von den Gesinnungsethikern trennen. Gesinnungsethik will den eigenen, persönlichen Werten und Prinzipien zum Durchbruch verhelfen, ohne für die daraus entstehenden Folgen geradezustehen. Wer aber verantwortungsethisch handelt, ist bereit, für die voraussehbaren Folgen des eigenen Handelns aufzukommen.

### Falscher Humanismus

Wenn sich die Verantwortungsträger vornehmlich im Westen der EU nicht rasch von ihrer Gesinnungsethik und damit vom Gutmenschentum verabschieden, wird Europa zugrunde gehen. Denn andere Kontinente – etwa Amerika, Asien, Afrika oder Australien – und Ethnien kennen beides nicht. Vom Gutmenschentum betroffen ist in erster Linie die Migrationspolitik. Man mag einwenden, die Vereinigten Staaten hätten auch lange auf Multikulturalität, (illegale) Zuwanderung und Integration gesetzt. Doch der Preis war und ist allzu hoch, der Ruf nach Abschirmung der Südgrenzen wird in den USA unüberhörbar, die Unruhen im Innern nehmen zu. Als längerfristig besonders belastend dürfte sich erweisen, dass die Produktivität der USA seit Jahrzehnten rückläufig ist. Demgegenüber handhaben Länder wie Kanada, Australien, Neuseeland oder Japan die Zuwanderung äusserst restriktiv. Auch in asiatischen und südamerikanischen Staaten ist es alles andere als einfach, sich dauerhaft niederzulassen – von der Erwerbung des Bürgerrechts ganz zu schweigen.

Keine Region der Welt scheint von einem falschen Humanismus derart angekränkt zu

sein wie Europa. Hier haben die Politiker und sonstigen Meinungsmacher nicht mehr die Kraft, zwischen Flüchtlingen und Arbeitsmigranten zu unterscheiden; die Folgen dieser verantwortungslosen «Willkommenskultur» trägt die Bevölkerung. In Köln rotten sich nicht integrierbare Massen junger Muslime zusammen, um wehrlose Frauen sexuell zu attackieren und auszurauben. In Malmö und in mehreren Städten Deutschlands herrschen faktisch rechtsfreie Räume, in die sich die Polizei nicht mehr getraut und wo das Recht nach den Re-



Vor grossem Publikum ein Zeichen setzen.

geln von Scharia und Mafia durchgesetzt wird. Eine muslimische Sozialministerin sorgt in Niedersachsen für ein Kreuzifixverbot an öffentlichen Schulen. Die Kosten der niemals in den Arbeitsprozess integrierbaren Zuwanderer werden die öffentlichen Haushalte auf allen Stufen heillos überfordern.

In der Schweiz verkörpert das Gutmenschentum exemplarisch SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga. Wenn die Justizministerin kamerawirksam äthiopische Flüchtlingslager besucht, bringt sie zwar keinerlei konkrete Ergebnisse nach Hause, verfolgt aber in erster Linie das Ziel, ihre makellose Humanität zu

demonstrieren und in der Schweiz Betroffenheit auszulösen. Solch wirkungsloser Aktivismus soll vergessen machen, dass die in ihrer Heimat nicht verfolgten Eritreer seit Jahren Spitzenreiter bei den Asylgesuchen sind. Uns Gegner einer laschen Asylpolitik erinnert Sommaruga uns jeweils dünnlippig an unsere moralische Verpflichtung als gute Menschen, wohlwissend, dass sie die konkreten Folgen ihres Handelns nicht persönlich tragen muss.

### Der lange Schatten Hitlers

Im Rückblick müssen wir feststellen, dass Hitler und seine Schergen Deutschland und die Welt nicht nur in ein humanitäres Desaster mit über fünfzig Millionen Toten gestürzt haben. Das verheerende Wirken von Nationalsozialisten und Faschisten hat auch dazu geführt, dass die damalige humanitäre Katastrophe noch immer die Politik Deutschlands und weiterer Teile von Westeuropa prägt – trotz völlig veränderter Problemstellung. Unter der Parole «Nie wieder!» verweigert man sich einer sinnvollen Lösung der heutigen Probleme und übernimmt noch nach über sieben Jahrzehnten Verpflichtungen, die aus den Ereignissen des Zweiten Weltkriegs mit bestem Willen nicht mehr abzuleiten sind. Zweifellos wäre ohne die düsteren Schatten der Geschichte ein grenzenloser Flüchtlingsbegriff, wie ihn Bundeskanzlerin Angela Merkel pflegt, völlig undenkbar. Da ist in Deutschland etwas zusammengewachsen, das nicht zusammengehört.

Auch in der Schweiz greifen die Gutmenschen in praktisch jeder Asyldebatte zum Knüppel der Historie und erinnern an Kriegs- und Glaubensflüchtlinge, die einstmals an unseren Grenzen abgewiesen wurden. Wie wenn die heutigen täglichen und nächtlichen illegalen Grenzübertritte via sichere Drittstaaten auch nur das Geringste mit den damaligen Zeiten zu tun hätten. Die derzeitige, sehr ernste Problemstellung erfordert nicht hypersensible Bedenkenträger, die sich das Mäntelchen ihres Gutmenschentums umlegen und dabei ganz unverfroren nach öffentlichem Applaus schielen. Gefragt sind heute robuste Verantwortungsträger, die konsequent und, wo nötig, auch streng nach Recht, Gesetz und gesundem Menschenverstand handeln.

Thomas Matter ist Unternehmer und SVP-Nationalrat.



*Läuft die Steueroase Amerika der Schweiz den Rang ab?*

## Bankgeheimnis made in the USA

Amerika betreibt mit dem Informationsaustausch Fatca eine Radar-Anlage, um Finanzflüsse weltweit zu überwachen, bietet im eigenen Land aber beste Tarnmöglichkeiten. Die US-Steuerbehörde könnte, je nach Wahlausgang, bald weitere Raubzüge ins Ausland unternehmen. *Von Beat Gygi und Florian Schwab*

«Die begehrtesten neuen Steueroasen liegen in den USA». So ungefähr lautet der Titel einer Publikation, mit dem die amerikanische Finanzinformationsfirma Bloomberg kürzlich schlagartig die Aufmerksamkeit des breiten Publikums in Wirtschaft und Politik erlangt hat.

Die Botschaft ist im Kern zwar nicht neu, aber sie wurde quasi neu aufgeladen. Seit Jahren weisen Steuerfachleute darauf hin, dass einige Gliedstaaten der USA derart geringe Anforderungen an die Offenlegung von Informationen stellten, dass man da sehr leicht Geld vor dem Steuerzugriff verstecken könne. Bloomberg zitierte Steuerexperten, die darlegten, wie Vermögensberater ausländischen Anlegern helfen könnten, Vermögen in die USA zu bringen, ohne Steuern zahlen zu müssen und ohne von ihren eigenen Behörden entdeckt zu werden.

Rasch fiel in diesem Zusammenhang der Ausspruch «die neue Schweiz». Der hiesigen

Finanzbranche muss so etwas weh tun – nicht nur wegen der Oberflächlichkeit dieser Bemerkung, sondern auch weil es die Schweiz nun besonders hart träfe, sollten grosse Summen aus Europa nach Amerika fliessen und das Geschäft mit der Verwaltung ausländischer Vermögen (Offshore) in den USA stärken.

Die Verschiebungen in den Kräfteverhältnissen und allenfalls den Geldflüssen hängen stark damit zusammen, dass die zwischen den USA und den andern Ländern vereinbarten Regeln zum Informationsaustausch in Finanzfragen sehr ungleichgewichtig angelegt sind. Die USA haben im Streit um Steuern andern Ländern die sogenannte Foreign Account Tax Compliance Act (Fatca) aufgezwungen; im Frühling 2010 hat die US-Administration dieses Regelwerk erlassen. Die Fatca befiehlt quasi, dass die Länder, die diesen Vertrag annehmen, umfassende Informationen über Bankkunden, die mit den

USA im Zusammenhang stehen, an die amerikanische Steuerbehörde IRS senden.

### Vor der Nase des Polizisten

Die Tabelle auf Seite 40 unten zeigt, dass die Partnerländer zahlreiche Informationen über Konto- und Depotinhaber mit US-Bezug an die USA zu liefern haben, dass aber bei vielen Positionen keine Gegenleistung der Amerikaner vorgesehen ist. Von wirklicher Gegenseitigkeit kann also keine Rede sein. Die Schweiz hat das Abkommen, das dem hiesigen Bankkundengeheimnis für Ausländer praktisch den Boden entzog, im Herbst 2013 im Parlament verabschiedet und ab Mitte 2014 umzusetzen begonnen.

Der früher bei der UBS und heute bei der Beratungsfirma Anaford tätige Steuerexperte Peter Cotorceanu hat Ende 2015 in der Zeitschrift *Trusts & Trustees* beschrieben, welche

Auswirkungen das haben kann. Nicht-US-Bürger, die eine Deklaration aus völlig legitimen Gründen, etwa wegen der Privatsphäre und der persönlichen Sicherheit, vermeiden wollten, könnten dies nun leichter legal tun. Anleger, die Anonymität suchen, finden in den USA also speziell gute Bedingungen vor, da von da aus relativ wenige Kundendaten ins Ausland gelangen. Man muss sich unter anderem, wie Cotoreanu schreibt, auf Bargeldkonten oder Konten konzentrieren, auf denen keine US-internen Anlageerträge entstehen, dann wird das nicht ins Ausland gemeldet. Bildlich gesprochen: Wer sein Vermögen möglichst anonym lagern möchte, begibt sich mit dem vollen Geldkoffer am besten direkt vor die Nase des Polizisten, der mit Scheinwerfern und Radaranlage die ganze Welt überwacht; wer ganz nah beim Sheriff steht, wird von seinen Beobachtungsinstrumenten nämlich nicht gleich scharf erfasst wie jemand hinter dem nächsten Hügel.

Der Verdacht lautet also: In der internationalen Welt des automatischen Informationsaustauschs gibt es einen blinden Fleck, und dieser sind die Vereinigten Staaten. Dies bestätigen sämtliche von der *Weltwoche* befragten Insider. Philipp Zünd, Steuerexperte bei KPMG Schweiz, hält fest, dass es durch Fatca unmöglich geworden sei, sich als Eigentümer eines Vermögens vor der amerikanischen Steuerbehörde IRS hinter Strukturen wie Trusts und Stiftungen im Ausland zu verstecken. Hingegen würden die USA selber nicht in allen Bundesstaaten die wirtschaftlich Berechtigten aller Vermögensverwaltungsstrukturen ermitteln, geschweige denn mit ausländischen Behörden teilen. Auch für den ehemaligen Präsidenten einer grösseren Schweizer Bank ist klar: «Die USA betreiben ein Offshore-Business mit politischem Sukkurs.» Thomas Sutter, Sprecher der Schweizerischen Bankiervereinigung, bestätigt: «Die USA sind bei der Transparenz das verbleibende Schlupfloch.»

### Zu viele Zugeständnisse

Geneigte Beobachter sprechen schon von einem mächtigen Rauschen in den Rohren, in denen riesige Summen aus Fatca-Partnerländern in die USA fließen. Doch laufen die USA tatsächlich der Schweiz den Rang ab bei den un versteuerten Vermögen, wie es der Bloomberg-Artikel behauptet? In den Statistiken ist ein solcher Effekt bis anhin nicht sichtbar. Die Boston Consulting Group gibt jährlich eine Studie zur grenzüberschreitenden (Offshore)-Vermögensverwaltung heraus. Hier beträgt der Marktanteil der Schweiz noch 25 Prozent, während man vor einem Jahrzehnt noch von einem Drittel sprach. Davon profitierten aber nicht unbedingt die USA (konstant zirka 8 Prozent Anteil am Weltmarkt), sondern asiatische Zentren. Hört man sich am hiesigen Finanzplatz um, dann erfährt man jedoch, dass amerikanische Banken «mit grossem Propagandaaufwand» die Vorteile der

finanziellen Privatsphäre anpreisen. Im Zentrum des Interesses stehen vor allem vermögende lateinamerikanische Kunden – ein traditioneller Schwerpunkt der Schweizer Privatbanken. «Kunden mit unklarem Steuerstatus wollen wir mit der Weissgeldstrategie ja auch nicht mehr», sagt KPMG-Vertreter Zünd. Abgesehen von diesem sehr begrenzten Kundensegment, rechnet er nicht mit grösseren Abflüssen in Richtung USA. Die meisten europäischen Kunden hätten ihre Vermögen mittlerweile versteuert. Wer dies nicht getan habe, der müsse seit 2014 ohnehin damit rechnen, von einer Gruppenanfrage seines Wohnsitzstaates erfasst zu werden.

Ab dem Jahr 2017 greift dann der automatische Informationsaustausch (AIA). Spätestens

---

### «Die USA sind bei der Transparenz das verbleibende Schlupfloch.»

---

dann profitieren die USA doppelt: Dank Fatca erhalten sie Informationen aus aller Welt, und dank dem AIA kann unter den anderen Staaten kaum noch eine Steueroase bestehen.

Wie ist es dazu gekommen? Und war dieses Ergebnis nach gut fünf Jahren Verhandlungen mit den USA und mit der OECD unvermeidlich? Experten melden Zweifel an. Ein eng mit den US-Verhandlungen vertrauter ehemaliger Bankmanager sagt, dass die Schweiz gegenüber den USA zu rasch und zu viele Zugeständnisse gemacht habe. In den Verhandlungen über die «Lex USA» hätten die ehemalige Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) und ihr Chefunterhändler Michael Ambühl den Amerikanern die Kunden- und Mitarbeiterdaten von Schweizer Banken «auf dem

Silbertablett» serviert, was im Ergebnis zu «überrissenen Bussen» geführt habe.

### Angebot aus libertären Kreisen

Grundsätzlicher ist die Kritik von Richard Rahn vom Cato Institute, einem libertären Think-Tank in Washington. Seiner Ansicht nach hat die Schweiz es versäumt, gradlinig für ihre Rechtsordnung einzustehen. Rahn war im Jahr 2012 in die Schweiz gereist, um hochrangige Vertreter des Finanzplatzes dafür zu sensibilisieren, dass es in den USA Kreise gibt, welche der eigenmächtigen Steuerbehörde IRS kritisch gegenüberstehen. Mit diesen, so die Idee, könnte sich die Schweizer Finanzbranche verbünden und derart für die Grundwerte der Schweiz wie die finanzielle Privatsphäre und den föderalen Aufbau des Staates eintreten. Doch an solch einem Vorhaben zeigte in der Schweiz niemand Interesse. Man zog es vor, beidseits des Atlantiks Abermillionen für Anwaltshonorare auszugeben und die Bedingungen der totalen Kapitulation zu verhandeln.

Gab es denn überhaupt keine Anstrengungen in diese Richtung? Amerikanische Insider berichten von PR-Agenturen, die im Auftrag der Bankiervereinigung mit Millionenbudgets versuchten, auf das demokratisch regierte Department of Justice einzuwirken. Sprecher Thomas Sutter dementiert: PR-Kampagnen mit Millionenbudgets habe es nicht gegeben, die Bankiervereinigung habe lediglich «im Rahmen der politischen Interessenvertretung das Schweizer Rechtssystem erklärt». Einig sind sich Kenner der Materie, dass sich die vergeblichen Anstrengungen des Branchenverbands vor allem auf die regierende Demokratische Partei bezogen. «Man sieht in der Schweiz nicht, dass in Fragen der Einhaltung von Verfassungsgrundsätzen

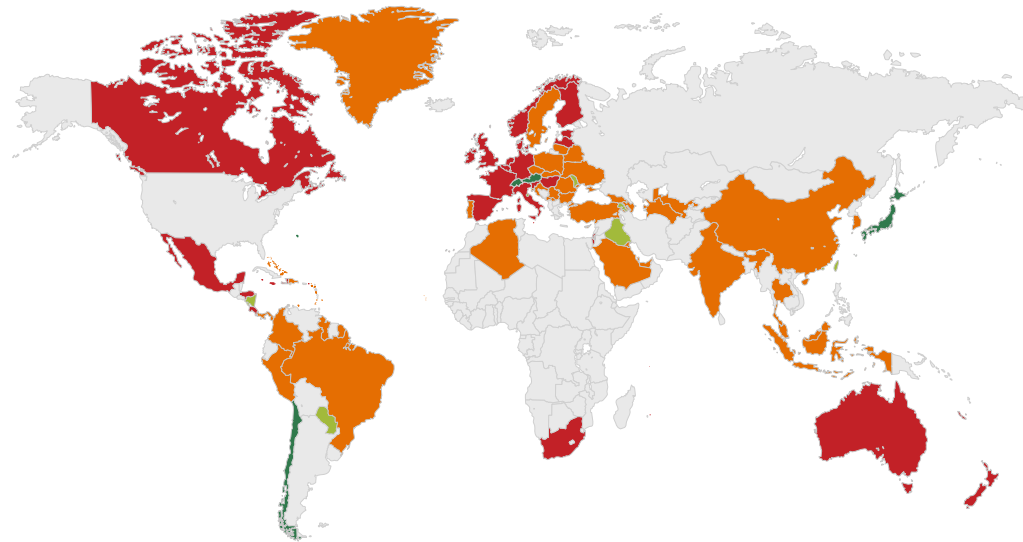


*Blühende Treuhandwirtschaft:* Wilmington, Delaware.

## Fatca-Vertragsstaaten weltweit

Das weltweite Netz der US-Steuerbehörde IRS

**Modell 1:** ■ Unterschrieben ■ Fertig verhandelt **Modell 2:** ■ Unterschrieben ■ Fertig verhandelt



QUELLE: THOMSON REUTERS.

### Kontrolle über Vermögen, Zugriff auf Steuersubstrat.

die Republikaner natürliche Verbündete wären», sagt ein bekannter Schweizer Wirtschaftsanwalt. Die naive Frömmigkeit, mit der sich die Schweizer Finanzplatzlämmer in Washington zur Schlachtbank führen liessen, erstaunt abgebrühte Schweizer Finanzplatzmatadore gleichermassen wie amerikanische Experten. Ein einflussreicher US-Publizist, der sich für die finanzielle Privatsphäre einsetzt, seufzt: «Ich habe es aufgegeben mit den Schweizern. Es ist hoffnungslos mit ihnen.» Eine Kritik, die die Bankiervereinigung nicht stehen lässt: «Gegen das schwere Geschütz von Department of Justice und IRS kann man nicht mit der feinen Klinge gewinnen.» Das seien «romantische Vorstellungen von Leuten, die im Nachhinein immer alles besser wussten».

Auch mit Blick auf den derzeitigen US-Wahlkampf gehen die Einschätzungen weit auseinander. Auf der Seite eines Bankiers klingt es resigniert: «Die Amerikaner hassen die Schweiz, weil sie sie nicht unter Kontrolle haben.» Andere sind optimistischer. Richard Rahn vom Cato Institute weist darauf hin, dass sich beispielsweise der republikanische Präsidentschaftskandidat Ted Cruz klar gegen Fatca und den IRS ausgesprochen habe. Eine Rücknahme von Fatca sähe er unter dessen Präsidentschaft in Reichweite. Tatsächlich befindet sich dieses Regelwerk im republikanisch dominierten Kongress unter Dauerbeschuss. Die Republikaner rechnen vor, dass es den USA gerade einmal acht Milliarden Dollar jährlich einbringe, aber weltweit das Zerrbild des imperialistischen Amerika zementiere. Der IRS, so Richard Rahn, habe weltweit den Fatca-Partnerstaaten wider besseres Wissen vorgemacht, dass auch die USA Steuerdaten liefern würden. «Jetzt beginnen es die Leute zu merken und werden wütend.»

Auch beim Thema des automatischen Informationsaustauschs hätte die Schweiz wohl noch einige Jahre Widerstand leisten können. Wie dies geht, zeigt derzeit Panama. Das mittelamerikanische Land hat sich zwar im Grundsatz ebenfalls zum AIA bekannt, bislang aber noch keine Abkommen abgeschlossen. Zudem hat Panama der OECD kommuniziert, dass es nur unter sehr begrenzten Voraussetzungen solche Verträge eingehen werde. Im Auftrag der Regierung von Panama schrieb der US-Staranwalt James Bacchus von der Kanzlei Greenberg Traurig im letz-

ten September an den OECD-Generalsekretär José Ángel Gurría: «Gestützt auf eine ausführliche juristische Analyse, haben wir Panama dargelegt, dass, nach unserer Ansicht, keiner dieser internationalen «Standards» die Voraussetzungen erfüllt, um als internationales Recht zu gelten.» Daher, so müsse er dem «lieben Ángel» mitteilen, sei Panama «nicht verpflichtet, sich gestützt auf internationales Recht daran zu halten». Sollte die OECD Strafaktionen ins Auge fassen, so könne Panama diese mit Fug und Recht vor der Welthandelsorganisation (WTO) anfechten, so Bacchus weiter. Es scheint also, zumindest beim AIA, möglich, ein gemächlicheres Tempo anzuschlagen, als die Schweiz dies tut.

### Unerlaubt, aber geduldet

Dass die USA gegenüber nichtamerikanischen Personen mit grossen Steuervorteilen punkten können, hängt wie schon kurz erwähnt aber nicht nur mit Fatca, sondern auch mit den rechtlichen Konstruktionen zusammen, die in einigen Gliedstaaten möglich sind. Die Anforderungen an die Offenlegung von Informationen über Finanzinvestitionen sind gering, wenn das Prinzip «Kenne deinen Kunden» bei der Annahme von Geldern nicht gilt und die tatsächlichen Eigentümer (*beneficial owner*) von sogenannten Trusts nicht angegeben werden müssen. Die sogenannten *domestic asset protection trusts* sind Stiftungen, die es erlauben, sein Geld unwiderruflich in einem sicheren Gefäss einzuschliessen. Der Eigentümer übergibt seine Mittel einer Stiftungsverwaltung, die dann in eigener Regie entscheiden und anlegen kann (diskretionär), und der Zweck der Stiftung ist unwiderruflich (*irrevocable*).

### So funktioniert die Fatca

Datenaustausch im Modell 1 (mit Gegenseitigkeit)

Art der Kundenbeziehung	Informationen aus dem Vertragsstaat an die USA	Gilt das Gleiche für die USA?
<b>Depository</b> Bankeinlagen oder Depositen (z. B. Sparkonten)	Saldo der Vermögenswerte	➔ Nein
	Wenn im Besitz einer <b>natürlichen</b> Person: • Bruttozinseinkommen	Ja, wenn das Zinseinkommen über 10 US-Dollar liegt
	Wenn im Besitz einer <b>juristischen</b> Person: • Bruttozinseinkommen	➔ Nein
<b>Custodial</b> Vermögensverwaltung (z. B. Wertschriftendepot)	Saldo der Vermögenswerte	➔ Nein
	Zins- und Dividendeneinkommen (brutto)	Einkommen lediglich aus US-Quellen, aber nur: • wenn sie bereits Bestandteil einer Berichterstattung sind • wenn der Eigentümer seinen Wohnsitz im Vertragsstaat hat
	Andere Einkommensarten aus den Vermögenswerten des Depots	➔ Nein
	Bruttoeinkommen aus dem Verkauf / der Amortisierung von Zins- und Dividendenbringendem Vermögen (z. B. Grundbesitz)	➔ Nein
<b>Andere Anlageformen</b> (weder custodial noch depository)	Bruttoertrag, inklusive Amortisationszahlungen	➔ Nein
<b>«Passive NFEs»:</b> Konten von Nicht-Finanzinstituten, die vornehmlich passiv investieren	Angaben über die <i>controlling persons</i>	➔ Nein

QUELLE: COTORCEANU, (2015)

*Eine Gegenleistung der Amerikaner fehlt fast immer.*



Nach der Einschätzung von Wolfram Kuoni, Inhaber einer Anwaltskanzlei in Zürich und erfahren im amerikanischen Wirtschaftsrecht, sind die Gliedstaaten Nevada, Wyoming und Delaware für Anleger, die nicht in den USA steuerpflichtig sind, auch deshalb besonders attraktiv, weil die in diesen Staaten erlaubten Trusts nicht als amtshilfefähig gelten. Eine ausländische Steuerbehörde kann also, wenn Doppelbesteuerungsabkommen nichts anderes vorsehen, keine Informationen über Vermögen oder Eigentümer dieser Konstrukte anfordern. Und es sind nicht nur die speziellen Trusts, sondern auch andere Gesellschaften, die in diesen Gliedstaaten ohne Offenlegung der effektiven Eigentümer operieren können.

Oft sind es nach Kuonis Worten speziell beauftragte Anwaltskanzleien, welche die Geschäfte dieser Gesellschaften betreuen, und diese Juristen könnten sich in den USA auf das Anwaltsgeheimnis berufen, wenn der Staat mit einschlägigen Informationsansprüchen auftauche. So habe sich in einigen Gliedstaaten der USA eine blühende Treuhandwirtschaft entwickelt, die je nach Gebiet einen beträchtlichen Teil der Wirtschaftsleistung ausmache. Entsprechend gering sei das Interesse, an diesen Steuerregimen etwas zu ändern, und der amerikanische Zentralstaat lasse den einzelnen Staaten ziemlich viel Spielraum – mit dem Argument, dass sich die Bundesbehörden in den USA nicht zu sehr in Angelegenheiten der untergeordneten Ebenen einmischen sollen.

Warum können US-Gliedstaaten Steuerregeln aufrechterhalten, welche die USA offiziell als unerlaubt verurteilen und weltweit abgeschafft sehen wollen? Patrick Emmenegger, Professor für Politikwissenschaft an der Universität St. Gallen, weist darauf hin, dass die Amerikaner das Doppelspiel gut beherrschen, bei dem die Bundesebene eine Linie vertritt, welche die Regierungen in einzelnen Gliedstaaten dann nicht einhalten. Die USA seien in der Weltwirtschaft eben in einer derart starken Position, dass sie solche Widersprüchlichkeiten aufrechterhalten könnten. Die Schweiz dagegen, die ja auch Kantone mit ihren speziellen Interessen habe, vermöge so etwas nicht durchzusetzen.

Für die Schweiz sei Fatca nun eine Tatsache, daran lasse sich wenig ändern, aber mit Blick auf andere Herausforderungen müsse sich die Schweizer Regierung besser vorbereiten, als dies beim Angriff auf das Bankgeheimnis der Fall gewesen sei. Wichtig sei es, Allianzen zu schmieden mit Ländern, die bei bestimmten Themen ähnliche Interessen hätten. Nach Emmeneggers Einschätzung kann dies bald dringlich werden, wenn im Rahmen der OECD die Debatte über die Steuersysteme weitergeht, die in der Schweiz bereits zur Unternehmenssteuerreform III geführt hat. In naher Zukunft könnte seiner Ansicht nach auch der Druck auf Rohstoffunternehmen zur Offenlegung von Geschäftsinformationen massiv zunehmen, was einen wichtigen Teil der

Schweizer Wirtschaft treffen würde. Noch dramatischer könnte es werden, wenn in der EU das Vorhaben der Gemeinsamen konsolidierten Körperschaftsteuer-Bemessungsgrundlage (GKKB) vorankommen sollte. Das wären einheitliche Regeln, die in der EU tätige Unternehmen zur Berechnung ihrer steuerpflichtigen Gewinne anzuwenden hätten. Das wäre quasi eine Neuordnung der Unternehmensbesteuerung und ginge nach Emmeneggers Worten wirklich ans Eingemachte.

### Mögliches Gegenregime

Insgesamt steht aber die Finanzbranche im Schatten des Riesen USA. Verbreitet ist in der Wirtschaft die Meinung, die Vereinigten Staaten würden die Macht ihres grossen Kapitalmarktes politisch einsetzen, um die eigenen Interessen mit aller Härte zu vertreten – häufiger als in der Politik, in der oft von «befreundeten Staaten» die Rede ist. Wenn die Amerikaner die Banken beispielsweise anweisen, keine Russland-Bond-Emissionen mehr durchzuführen, passt das zum Bild des Quasimonopolisten, der sein Dollarsystem dazu nutzt, möglichst alle Transaktionen und beteiligten Personen zu überwachen und zu kontrollieren. Unliebsamen Akteuren kann man so notfalls den Hahn abdrehen. Fatca ist zu einer wichtigen Grundlage für dieses Regime geworden. Einzelne Beobachter sehen dieses Monopolgebaren mittelfristig aber auch als Gefahr für die USA. Bei den Bedrängten steige der Anreiz zur Schaffung eigener Clearingsysteme und Kapitalmärkte, ein mächtiger Akteur wie China könnte durchaus ein Gegenregime aufbauen.

Vorläufig können die USA den kräftigen und riesigen amerikanischen Kapitalmarkt aber nutzen, um weltweit Vermögen unter Kontrolle zu halten und auf Steuersubstrat zuzugreifen. Im Zusammenhang mit der amerikanischen Erbschaftssteuer ist bisweilen sogar von Schreckensszenarien die Rede – etwa nach folgendem Muster: Das amerikanische Recht verfolgt den Ansatz, dass beispielsweise eine amerikanische IBM- oder Apple-Aktie der amerikanischen Erbschaftssteuer unterliegt, da die Emittenten der Papiere US-Firmen seien, egal, wer der Erblasser ist.

Für Ausländer, die US-Aktien besitzen, kann dies laut Fachleuten brisant werden. Der US-Fiskus sei schon lange hungrig nach der damit verbundenen Erbschaftssteuer, habe aber bei Ausländern die nötigen Informationen nicht gehabt. Die Einführung von Fatca verändere das schlagartig: Plötzlich sei die US-Administration nicht mehr blind, sondern sehe nun, wer hinter welchem Wertschriftendepot stehe. Auch wenn die amerikanische Erbschaftssteuer variabel sei und Freibeträge vorsehe, sei der Gedanke ungemütlich, dass in ein paar Jahren die Justiz und die Steuerbehörde der USA mit einer riesigen Forderungswelle einen Angriff auf alle Banken in aller Welt starten könnten. ○

## Finanzplatz

# Direkter Draht

## Ein Job, den niemand will: Der «Responsible Officer» soll die US-Steuerbehörde informieren.

Die amerikanischen Behörden haben 2010 mit der Foreign Account Tax Compliance Act (Fatca) ein Gesetz erlassen, das in die ganze Welt ausstrahlt und viele ausländische Banken und etliche Versicherer mehr oder weniger zu Mitarbeitern der amerikanischen Steuerbehörde macht. Fatca verlangt von nichtamerikanischen Finanzinstituten, dass diese den US-Behörden bestimmte Informationen über Konten melden, die im Zusammenhang mit Personen stehen, welche der amerikanischen Steuerpflicht unterliegen. In der Schweiz erfolgt die Umsetzung dieses Auftrags über das sogenannte Modell 2. Nach diesen Regeln melden die schweizerischen Finanzinstitute die Kontodaten der betroffenen Personen direkt an die amerikanische Steuerbehörde IRS, wobei zuerst die Zustimmung der Kunden einzuholen ist.

Der amerikanische Fiskus verlangt für seine Dauerüberwachung einen direkten Draht in Banken und bestimmte Versicherungsunternehmen. Um diesen Kontakt zu gewährleisten, müssen die Schweizer Firmen gemäss US-Vorgaben einen sogenannten Responsible Officer (RO) für die Fatca-Angelegenheiten ernennen. «Der Responsible Officer ist ein Titel, den niemand will», ist etwa zu hören. Als eine Art Verbindungsoffizier zwischen dem Schweizer Finanzinstitut und der US-Behörde führt er seinen Kollegen schon durch seine Präsenz täglich vor Augen, dass die Amerikaner in der Firma mitregieren, er ist die Ansprechperson für den IRS, er muss das Registrierungsformular unterschreiben, die Zertifizierung und Einhaltung der Regeln überwachen und weitere Pflichten erfüllen. Gemäss ursprünglichen Plänen hätte diese Person bis Ende August 2016 ernannt werden sollen, nun gilt die neue Frist von Mitte 2018.

Eine Fatca nach Modell 1 würde keinen RO verlangen; diese wäre so angelegt, dass die Finanzinstitute die Meldungen über die US-bezogenen Konten an ihre eigene Steuerbehörde melden und diese dann die Informationen an den IRS weiterleitet. Das entspricht dem Modell des automatischen Informationsaustausches zwischen Staaten, und der Bundesrat versucht nun in Verhandlungen mit den USA, die Schweiz auf diesen Weg zu bringen.

Beat Gygi

# Gerry Adams' letzter Triumph

Er hat die Sinn-Fein-Partei vom Sprachrohr der IRA zur drittgrössten Partei Irlands gemacht. Doch wenn die Nationalisten in Dublin mitregieren wollen, müssen sie sich von Alt-Revolutionär Gerry Adams trennen. *Von Wolfgang Koydl*

Fünf amerikanische Präsidenten, fünf britische Premierminister, gar sieben irische Regierungschefs: Gerry Adams hat sie alle erlebt und überlebt. Er hat sie bekämpft, und er hat mit ihnen verhandelt, mal das eine und mal das andere, und manchmal auch beides – hintereinander oder zeitgleich. Als er vor beinahe 33 Jahren die Führung seiner linksnationalistischen irischen Sinn-Fein-Partei (SF) übernahm, da regierte in Washington Ronald Reagan und in London Margaret Thatcher. In der fernen Schweiz bereitete sich Leon Schlumpf auf sein Präsidentschaftsjahr vor, der Vater von Eveline Widmer-Schlumpf, die mittlerweile auch schon pensioniert ist.

Nicht so Adams. Er denkt auch mit 67 Jahren nicht an den Ruhestand. Wie sollte er auch, nun, da er seine Partei bei den jüngsten Parlamentswahlen in der Republik Irland zur drittstärksten Kraft und womöglich an die Schwelle zu einer Regierungsbeteiligung geführt hat? Nicht schlecht für eine Organisation, die lange Zeit als politischer Paria galt – als Sprachrohr der Terroristen der Irischen Republikanischen Armee (IRA). Nicht einmal in der Republik, für deren Interessen Sinn Fein nach eigener Überzeugung kämpfte, wollte jemand mit dieser Partei reden. Misstrauisch waren auch die Wähler: Als SF 1987 zum ersten Mal bei Wahlen zum Dail, dem Parlament in Dublin, antrat, kam sie auf weniger als zwei Prozent.

## Linke Anti-Establishment-Partei

«Wir selbst», heisst der Parteiname Sinn Fein auf Gälisch. Doch was einst eine verschworene Gemeinschaft von Revolutionären beschrieb, die ihre Grüne Insel mit Bomben und Armalite-Gewehren vom Joch Britanniens befreien wollten, gilt heute für ein breites Spektrum überwiegend junger Irinnen und Iren. Mit den alten Kämpfen haben sie nichts mehr zu tun; sie vereint vielmehr, dass sie sich von den etablierten Parteien nicht mehr repräsentiert fühlen. Was Syriza für Griechenland, Podemos für Spanien oder der Bloco de Esquerda für Portugal, ist Sinn Fein heute für Irland: eine dezidiert linke Anti-Establishment-Partei, die den von der Europäischen Union verordneten wirtschaftlichen Sparkurs bekämpft. Aus einem inkompetenten Gangsterverband mit verstaubter Revolutionsromantik wurde eine pragmatische Partei, die sich um Themen wie Gesundheit, Steuern und Bildung kümmert.

Adams ist das eher unpassende Aushängeschild dieser neuen Sinn-Fein-Partei – und

dies nicht nur, weil er nach eigenen Aussagen von Wirtschaft und Finanzen nichts versteht. Aber der Alt-Revolutionär mit seinen nach wie vor ungeklärten persönlichen Verbindungen in die Terroristenszene wirkt im modernen Irland wie ein Fremdkörper, ein Findling, der in einem Flussbett zurückgelassen wurde. Ein Versuch, ihn mittels eines betont launigen Büchleins mit Tweets und Selfies auf hip zu bürsten, endete unfreiwillig komisch. Allein das Titelbild, das ihn Wange an bärtiger Wange mit einem Ziegenbock zeigte, erntete nur Kopfschütteln. Jeder weiss, dass Selbstironie nie zu Adams' Stärken gehörte.

Rücktrittsforderungen aus den eigenen Reihen schmettert Adams gleichwohl regelmässig ab, dies sogar, als ihm die Sängerin und SF-Sympathisantin Sinead O'Connor einen Abschied aus der Politik nahelegte. Bertie Ahern, gewiefter irischer Ex-Premier und mit noch mehr Wassern gewaschen als in der irischen Politik üblich, mutmasste vor der jüngsten Wahl nicht zu Unrecht, dass SF ohne Adams noch viel besser abschneiden würde. Es half nichts: Er habe noch viel zu erledigen, meinte der Parteichef, und blieb.

Problematisch ist, dass Adams viel fragwürdige Vergangenheit mit sich herumschleppt. Fragwürdig war sein Verhalten, als herauskam, dass sein Bruder Liam jahrelang Kinder

sexuell missbraucht hatte und Gerry offenbar davon wusste, ohne einzuschreiten. Fragwürdig war seine Rolle bei der Verschleppung und Ermordung von Jean McConville aus Belfast im Dezember 1972. Die IRA hatte die zehnfache katholische Mutter als vermeintliche Polizeiinformantin ermordet und in einem Torfmoor verscharrt. Adams soll damals hochrangiges IRA-Mitglied gewesen sein und den Mordbefehl erteilt haben. Beides hat er stets vehement bestritten: «Solche Dinge passieren nun mal im Krieg», meinte er zynisch zum McConville-Mord.

## Architekt der Aussöhnung

Der IRA will er stets nahegestanden, aber nie angehört haben, wie Adams bis heute beteuert. Im Gegensatz zu Martin McGuinness, dem anderen bekannten Gesicht der radikalen republikanischen Bewegung. Dieser hat nie einen Hehl aus der Tatsache gemacht, dass er sogar Anschläge vorbereitete. Nun amtiert er seit acht Jahren als Vizeregierungschef der britischen Irland-Provinz Ulster in Belfast. Den Beteuerungen von Adams freilich glaubt niemand, zumal da es genügend alte IRA-Kämpfer gibt, die das Gegenteil beschwören.

Aber auch sie müssen zugeben, dass Adams den irischen Widerstand aus dem Untergrund an den Verhandlungstisch und in die Respekta-



*Fragwürdige Vergangenheit:* Adams (M.) an einem IRA-Begräbnis in Belfast, 1981.



Wandlung zum Diplomaten: Wandbild in Belfast.

bilität geführt hat. Schon 1972 verhandelte er mit der britischen Regierung über einen Waffenstillstand. In den achtziger Jahren wurde er auf republikanisch-irischer Seite zu einem Architekten der Aussöhnung mit London, die zur Einstellung des bewaffneten Kampfes durch die IRA führte und im sogenannten Karfreitagsabkommen von 1998 gipfelte.

Die Wandlung zum Diplomaten und Politiker mag umso mehr erstaunen, als Gerry Adams auf einen lupenreinen Stammbaum republikanischen Widerstands verweisen kann. So sehr, dass der Name Adams Family in probritischen Unionistenkreisen durchaus Assoziationen an den gleichnamigen fiktiven Horror-Clan auslösen konnte. Gerry Adams kam in Belfast zur Welt und wuchs in der katholischen Falls Road auf. Sein Vater wie auch sein Grossvater und fünf Onkel waren am bewaffneten Aufstand gegen die Briten beteiligt; mütterlicherseits reicht die Tradition des Widerstands gar bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurück. Seine Mutter Annie Hannaway gehörte dem Frauenflügel der IRA an. Gerry Adams selbst sass mehrmals im berüchtigten Long-Kesh-Gefängnis ein.

Auch wenn er den Rollkragenpulli des Strassenkämpfers mit Anzug und Krawatte ver-

tauscht hat, so hat Adams sein Lebensziel nicht aus den Augen verloren: die Einigung Irlands. Eigentlich wollte er dieses Ziel in diesem Jahr erreicht haben, in dem sich zum hundertsten Mal der Osteraufstand jährt. Am Ostermontag 1916 hatte eine kleine Gruppe irischer Nationalisten das Hauptpostamt von Dublin besetzt und eine Republik ausgerufen. Der Aufstand wurde nach sechs Tagen von britischen

### Mutterseits reicht die Tradition des Widerstands gar bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurück.

Truppen niedergeschlagen, die Rädelsführer wurden von Schnellgerichten verurteilt und hingerichtet.

Zur Lebens- und zur politischen Planung von Adams gehörte es, als Präsident Irlands die Gedenkfeiern anzuführen. Doch zu den Wahlen 2011 trat er nicht an. Nun könnte er mit Sinn Fein wenigstens in die nächste Regierung einsteigen. Bei den jetzigen Parlamentswahlen haben die Wähler beiden tragenden Establishmentparteien – Fianna Fail (FF) und Fine Gael (FG) – eine Mehrheit versagt. Seit der Unabhängigkeit des Landes

haben FF und FG immer abwechselnd die Regierung gebildet. Nun verfügen weder FG-Ministerpräsident Enda Kenny noch der FF-Oppositionsführer Michael Martin über genügend Sitze, um gemeinsam mit der Labour Party und mit Unabhängigen eine Koalition zu bilden.

### Persönliche Animositäten

Rein rechnerisch wäre zwar eine grosse Koalition der beiden bürgerlichen Parteien denkbar, zumal da sie sich in ihren Programmen kaum unterscheiden. Doch ob es dazu kommen wird, ist zweifelhaft. Denn beide Seiten trennt eine tiefe Feindschaft, die in der unterschiedlichen Haltung von Fianna Fail und Fine Gael im Bürgerkrieg von 1922/23 wurzelt. Hinzu kommen persönliche Animositäten. Politisch spräche nichts dagegen, die gewandelte Sinn Fein an Bord zu holen. Scheitern dürfte ein solcher Schritt an Parteichef Gerry Adams. Sosehr er sich stets um Respektabilität bemühte, so toxisch ist doch seine terroristische Vergangenheit. So wird sein jüngster Triumph vermutlich sein letzter sein. Wenn die linken Nationalisten in Dublin mitregieren wollen, werden sie sich von ihm trennen müssen. ○

# Ego sei Dank

Sein grosses Ego ist der Schlüssel zu Donald Trumps Erfolg. Allein schon deshalb könne daran nichts Gutes sein, so die verbreitete Meinung. Dabei ist Egoismus das Grundgesetz des Lebens. Ohne kräftiges Ego funktioniert weder die Familie noch die Gesellschaft. *Von Urs Gehriger*

«Ich bin der Grösste. Ich bin der König der Welt. Ich bin herrlich. Ich bin schön.» Nicht Donald Trumps Worte sind hier zitiert, sondern diejenigen Muhammad Alis, des erfolgreichsten Boxers aller Zeiten. Der Milliardär mit Kurs aufs Weisse Haus allerdings steht Alis Mundwerk in nichts nach. Wie dieser schlägt Trump mit seiner Klappe die Konkurrenz k. o., kaum ist sie in den Ring gestiegen.

Alles, was Trump verkörpert – Reichtum, Ruhm, Erfolg und Frisur –, ist das Produkt seines Super-Egos. In seinen gesammelten Werken, die sich millionenfach verkaufen, setzt er sich intensiv damit auseinander. «Pflegen Sie Ihr Ego», empfiehlt er seinen Lesern in «Wie man reich wird» (2004). Denn ein ausgeprägtes Ego sei die Triebfeder menschlicher Existenz. «Es ist das Zentrum unseres Bewusstseins und vermittelt uns einen Sinn für den Zweck unserer Handlungen.»

Episch haben Publizisten und Pädagogen über das menschliche Ego geschrieben, meist negativ. Das Ego ist verpönt. Das Ego steht unter Generalverdacht, Steigbügelhalter der Masslosigkeit zu sein. Wer sein Ego nicht einknüpft, ist ein unappetitlicher Protz, auf eigenen Nutzen ausgerichtet, ein Scharlatan, ein Kameradenschwein. Siehe Trump! Er scheint den Befund seit Monaten stets aufs Neue zu bestätigen.

## «Unstillbare Selbstliebe»

Es gibt sie in Steigerungsform, die krankhaften Verrenkungen des Egos. Der Egoist ist rücksichtslos auf Eigennutz ausgerichtet. Der Egomane leidet an «krankhafter Selbstbezogenheit» (Duden). Und der Narziss, quasi das kranke Ego im Superlativ, ist gefangen in «unstillbarer Selbstliebe». Wohin das führt, lehrt die griechische Mythologie: ins Verderben! Als Narziss, der allseits umworbene, eingebildete Recke, sich über ein Quellwasser beugte, verliebte er sich in sein Spiegelbild. Die Unmöglichkeit seiner Liebe erkennend, seufzte er: «Ach, du hoffnungslos geliebter Knabe, lebe wohl!», und er verschmachtete vor seinem Ebenbild, bis er tot hinfiel.

Menschen mit markantem Ego gelten als gesellschaftliches Übel – besonders bei Schweizern, die in ihrem egalitären Selbstverständnis jedem misstrauen, der seinen Kopf eine halbe Stirnbreite aus der Menge streckt. «Nur mit Fleiss, Ehrlichkeit und Kollegialität kommt man im Leben weiter», lehren Eltern ihre Kinder. Und in der Schule wird «soziale Kompetenz» grossgeschrieben. Nach all den pädago-

gischen Wegleitungen kommt sich beim Eintritt in die Berufswelt die eine oder der andere etwas veräppelt vor. Denn dort weisen die wirklich Erfolgreichen oft jene Eigenschaften auf, vor denen permanent gewarnt worden ist.

Die Monster-Egos frönen ein Eigenleben. Vielleicht weniger, weil sie das so wollen, sondern mehr weil man sie meidet. Angeblich aus Verachtung. Aber ist es nicht eher Furcht? Ein Typ mit ausgeprägtem, starken Ego wird von

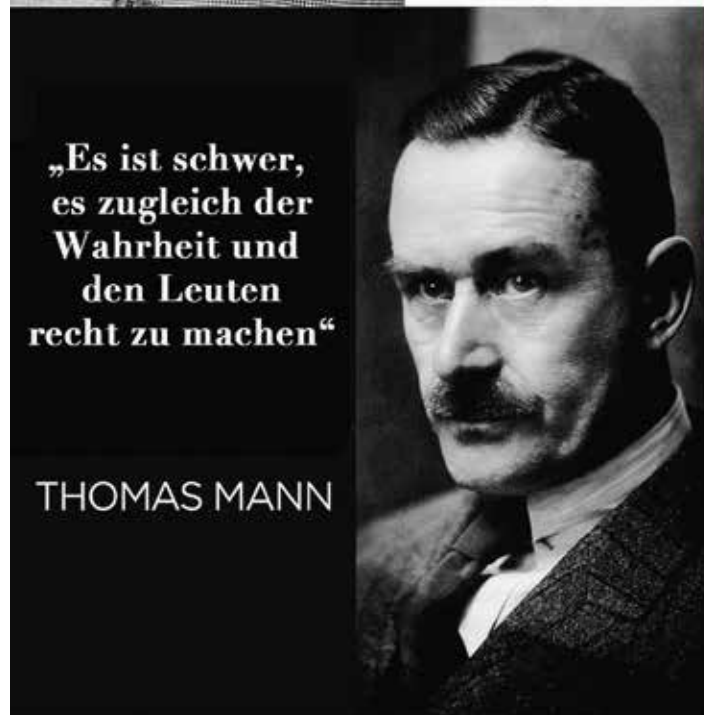
den Durchschnittskollegen rasch als Gefahr eingestuft. Er ist fordernd. Er entblösst die eigenen Schwächen. Er legt schonungslos Mängel frei und stellt sein Umfeld durch Härte, Entschlossenheit und Disziplin in den Schatten.

Acht Monate haben Trumps Konkurrenten Marco Rubio und Ted Cruz gewartet, bis sie Trump auf der Bühne frontal angegriffen haben. «Die Konkurrenz hat Angst vor Trump», sagt die konservative Kolumnisten-



"TACT IS THE ABILITY TO TELL SOMEONE TO GO TO HELL IN SUCH A WAY THAT THEY LOOK FORWARD TO THE TRIP."

Winston Churchill  
KushandWisdom



„Es ist schwer, es zugleich der Wahrheit und den Leuten recht zu machen“

THOMAS MANN



VENI. VIDI. VICI.  
Julius Caesar



i won't be ha  
till i'm as f  
as god. MADONNA



"EVERY DAY WE CHOOSE WHO WE ARE BY HOW WE DEFINE OURSELVES."  
IMMYCREATIONS  
ANGELINA JOLIE

*Ein simples Wort, doch zäh war seine Geburt.*

Legende George Will. «Die Leute wollen ihn nicht herausfordern, weil es unangenehm ist.» Unangenehm ist milde ausgedrückt. Trump anzugreifen, kann tödlich sein. Wer immer an ihm etwas mäkelte, war bald Geschichte. Unvergesslich, wie der Tycoon das Haus Bush mit ein paar heftigen Verbalattacken zum Einstürzen brachte.

So verdichtet sich ein Verdacht: Die apodiktische Aussage, das Ego sei etwas Schlechtes, entpuppt sich als Schutzbehauptung der Schwachen und Unfähigen. Man greift ein Riesen-Ego nicht an, weil man die Retourkutsche fürchtet. Lieber flüchtet man sich in Ausreden: Man wäre auch erfolgreich, wenn man das eigene Ego ungezügelt unter der Gürtellinie lospreschen liesse. «Aber auf diesem Niveau diskutiere ich nicht», tönt es auf der Politbühne, bei der Arbeit und am Esstisch.

Also stellt man das Ego kalt und reiht sich wieder ein in den Konsens des anständigen Mittelmasses.

Die Schwingen des eigenen Egos dergestalt bis auf den Flügelhaum gestutzt, setzt man sich dann ins Kino und bewundert den neuen Film von Quentin Tarantino, der sein Können in jedem Interview mit einem Schwall von Prahlerei und Eigenlob in den Himmel jubelt. Auf dem Weg nach Hause hört man Rihanna schmachten: «I got a big ego, such a huge ego, but he loves my big ego». Vor dem Schlafen liest man schliesslich Thomas Mann, der in seinen Tagebüchern haarklein seine Wehwehen protokollierte und sich, mitten in der Niederschrift von «Zauberberg», über die Leiden unpassender Unterhosen beklagt: «Auch leide ich seelisch und körperlich darunter, dass No 4 aller Unterkleider mir zu klein, No 5 mir

zu gross ist.» Der ausschwweifende Selbstbezug führte zu einem grossartigen Werk.

Pochendes Ego. Überall drängt es sich auf. Bei den Künstlern toleriert man es: sind ja schliesslich Genies. Bei Sportlern ebenfalls. Ronaldo, der eitel gegelt und breitbeinig wie ein Zuchtbulle dasteht vor dem Freistoss: Er darf das. Schiesst ja auch mehr Tore als seine Konkurrenz. Nirgendwo erkennt man besser als im Sport: Ohne dynamisches Ego kein Erfolg. Aber warum sollte für den Durchschnitt nicht gelten, was Sportlern und Künstlern Ruhm und Anerkennung beschert?

### Tue Gutes und sprich darüber!

«Alle Welt verurteilt den Egoismus. Egoismus aber ist das Grundgesetz des Lebens», schrieb Leo Tolstoi. Er hatte recht. Das lateinische «Ego» steht für «ich». Ein simples Wort, doch zäh war seine Geburt. Während Jahrtausenden existierte der Mensch ohne Selbstbewusstsein. Homers Helden wurden von den Göttern gelenkt. Es fehlte ihnen, was wir heute Selbstver-

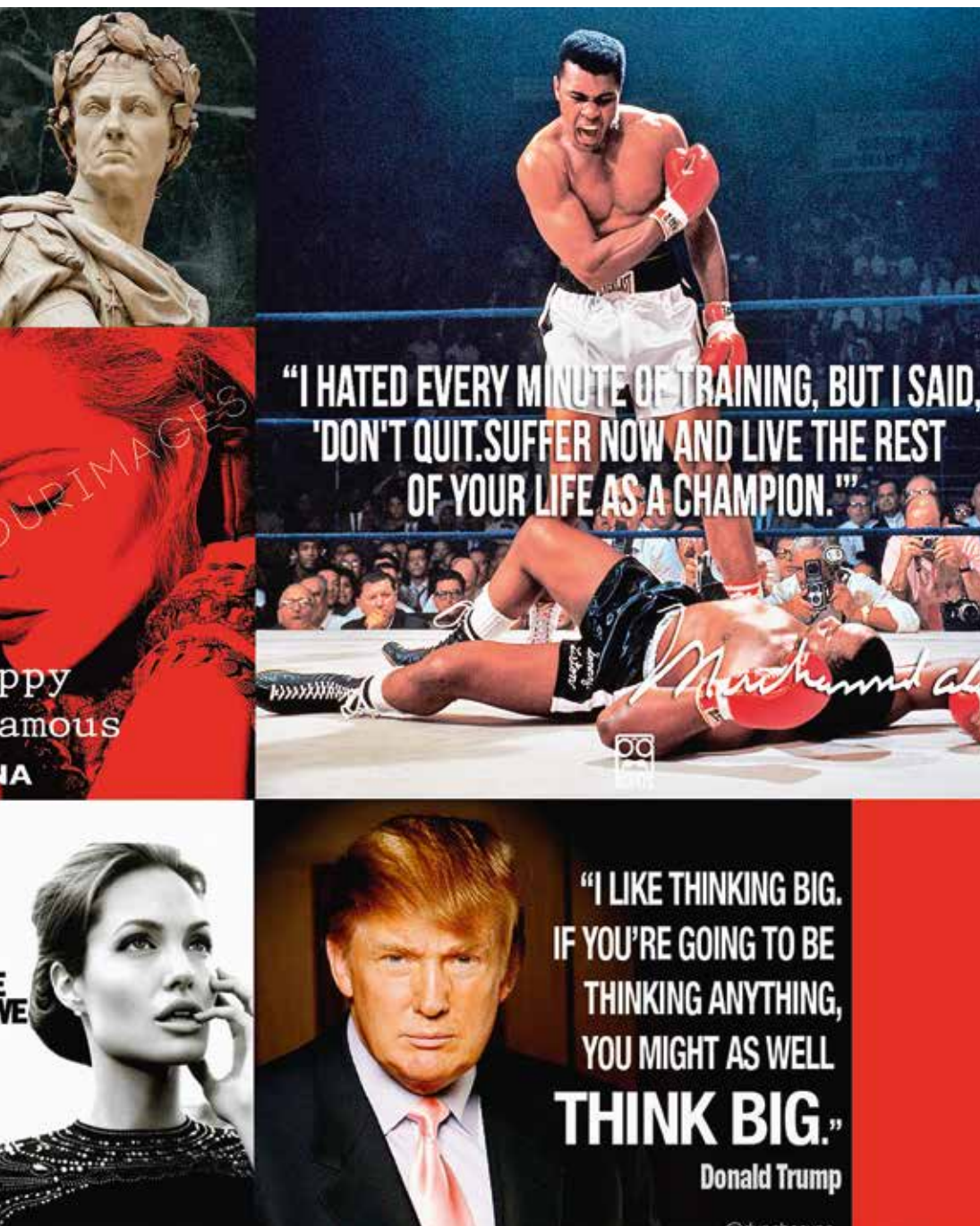
**Trump: «Zeigen Sie mir einen Menschen ohne Ego, und ich zeige Ihnen einen grossen Verlierer.»**

antwortung nennen, ein selbst waltender Geist, und damit auch die Vorstellung vom eigenen Ich. Vor 2500 Jahren machte der Mensch in Griechenland eine entscheidende Entwicklung durch. Der Altphilologe Bruno Snell (1896–1986) nennt diesen Moment «die Entdeckung des Geistes»: «Die alten Griechen haben, was wir Denken nennen, erst geschaffen: Eine neue Selbstauffassung des Menschen liegt dem zugrunde.» Snell ortet den Wendepunkt, an dem der Mensch zum Menschen wird, als er sein Ich erkennt und begreift, dass jeder für sein Handeln selbst verantwortlich ist.

«Zeigen Sie mir einen Menschen ohne Ego, und ich zeige Ihnen einen grossen Verlierer», schreibt Trump. Auch er hat recht. Ein solides Ego ist Bedingung für gesundes Zusammenleben. Nur wer sich selbst achtet und liebt, kann auch seinen Nächsten lieben, wie es in der Bibel steht. Nur wer mit sich im Lot ist, ist gesellschaftsfähig.

Aber da das Ego verpönt ist, kaschiert man es gern. Man stapelt sein Selbst und Können ostentativ tief. Es beginnt schon in der Schule: «Ach, ich habe wieder nichts gekonnt», lamentieren die Klassenbesten nach der Probe. Und wenn sie dafür dann die Bestnote 6 erhalten, tönt es mit gespielter Verblüffung: «So was! Hätte ich nie gedacht!»

Beliebt ist auch, das Ego zu tarnen. Gern hinter der Larve Wohltätigkeit, indem man Brunnen baut, gegen Aids und Hunger musiziert, für Waisenkinder Spenden sammelt. Charity ist das beste Marketing. Bob und Bono



und Brangelina haben das Geschäftsmodell längst erkannt. Tue Gutes und sprich darüber! (Vor allem Letzteres). Und schon rollt der Rubel. Nichts daran ist neu: «Der Eigennutz spricht alle Sprachen und spielt alle Rollen, sogar die Selbstlosigkeit», konstatierte Frankreichs Moralist de La Rochefoucauld bereits vor 400 Jahren.

Zum Glück gibt es noch den Papst. «Die wahre Macht liegt im Dienen», sagt der Pontifex und wäscht Armen und Kranken die Füsse. Doch wölbt sich nicht auch bei Franziskus ein

---

«War Churchill ein kriegsverliebter Egomane?» – «Gewiss, aber er war entschieden der grösste Brite.»

---

strammes Ego unter der Jesuiten-Soutane? Wie die Beatles badet der Pop-Papst in der Menge. Und liefert auch gern mal eine Schlagzeile, indem er besonders Unliebsame (wie Donald Trump) mit dem verbalen Bannstrahl abstrahlt. Wer Mauern baue und keine Brücken, sei kein Christ, erklärt der Heilige Vater, der seinen prunkvollen Hofstaat samt über Jahrhunderte angehäuften Diebesgut mit einem Trutzwall und der Schweizer Garde bewachen lässt.

Böswillige Unterstellungen beiseite: Wer Spenden sammelt und Füsse wäscht, tut Gutes, selbst wenn er dabei sein Ego nicht ganz ausblendet. Gutes tut er deshalb, weil ein allgemeines Wohl, ein höheres Gut als sein eigenes, ins Zentrum des Handelns rückt.

Das gilt genauso in den Niederungen der Politik. Nehmen wir eine Person, der man während ihrer langen Karriere Leichtsinns und Eigenmacht vorwarf: das Zigarren-dampfende Riesen-Ego Winston Churchill. Mit 25 schrieb er in heroisierendem Überschwang über seine Flucht aus burischer Kriegsgefangenschaft. Im Ersten Weltkrieg kosteten seine Fehleinschätzungen in der Schlacht von Gallipoli Zehntausenden das Leben. War Churchill ein in den Krieg verliebter Egomane? «Gewiss», so Churchill-Biograf Max Hastings («Finest Years»). «Aber Churchill war entschieden der grösste Brite.» Nicht trotz, sondern wegen seines grossen Selbstvertrauens und seines abenteuerlichen Geltungsdrangs. Ohne seine Durchhalteparolen wäre Britannien im Zweiten Weltkrieg untergegangen. Sein Widerstandswille gegen Hitler war die Triebfeder im westlichen Bündnis. Ohne Churchill sähe Europa heute anders aus.

**Moralinsaurer Selbsthass**

Stellt sich das Ego in den Dienst eines allgemeinen Wohls, entfaltet es seine positivste Kraft. Wer Kraft, Ausdauer, Widerstand gegen alle Widrigkeiten beweist und dabei sogar Freude und Zuversicht ausstrahlt, ist ein fruchtbarer Egomane. Es gibt nicht viele da-



**Kraft, Ausdauer, Widerstand.**

von. Die wenigen aber machen einen Unterschied, der weit grösser ist als ihr aufgeblähtes Selbst: Der bärbeissige Solitär Reinhold Messner inspiriert seit Jahrzehnten Millionen. Paul McCartney und John Lennon, die zwei Super-Egos aus Liverpool, lieferten Generationen den Soundtrack der Glückseligkeit. Und der eitle Schriftsteller Lukas Bärfuss gibt mit seinem moralinsauren Selbsthass auf die vermeintlich kleinkarierte Schweiz den Wütigen im Land eine Stimme.

Wir halten fest: Das Ego ist zu Unrecht verpönt. Wer keins hat, hat einen schweren Stand im Leben. Ein gesundes Selbstwertgefühl ist Voraussetzung für ein Leben in der Gesellschaft. Und im Gegensatz zur verbreiteten Meinung kann gerade ein ungestümes Riesen-Ego eine positive Eigenschaft entfalten: Indem es sich für ein höheres Ideal einsetzt, erweist es Millionen von Menschen einen Dienst.

Oder als Ratschlag formuliert: «Halten Sie Ihr Ego in einem gesunden Gleichgewicht; in Ihrem eigenen Interesse und zum Wohl der Menschen um Sie herum. Streben Sie nach Ganzheit.» Sagt wer? Kein Yogi, sondern Trump. Offenbar hat er sich reflektiert mit der Materie auseinandergesetzt.

Warum also verhält er sich wie ein feuer-speiender Death-Metal-Berserker, der mit 150 Stundenkilometern den Highway runterrast und dazu schreit: «Mein IQ ist einer der höchsten überhaupt!»? Und: «Wenn ich Präsident bin, werden wir so oft siegen, dass euch vor lauter Siegen langweilig wird.»

Psychologen orten in Ferndiagnose bei Trump ein narzisstisches Verhalten – jene krankhafte Deformation des Ichs also, vor der uns bereits die griechische Mythologie gewarnt hat. In seinem Buch «Die Narzissmus-

falle» definiert der Neurologe Reinhard Haller den Narzissten anhand von vier E: übertriebene Egozentrik. Übersteigerte Empfindlichkeit. Mangelnde Empathie (Mitgefühl). Entwertung anderer.

Parallelen zu Trump scheinen evident. Er brennt danach, bewundert und geliebt zu werden. Seine eigene Meinung hält für als die einzig richtige. Er ist der Massstab aller Dinge. Er schreckt nicht davor zurück, seine Überlegenheit mit psychischer Gewalt zu erzwingen, indem er Konkurrenten gezielt demütigt und sich über Äusserlichkeiten oder Schwächen lustig macht. Er selbst reagiert hingegen äusserst empfindlich auf jede Form der Kritik.

Offenbar ist Trump ein ausgesprochen schillerndes Beispiel eines allgemeinen Trends. Gemäss jüngerer Forschung nimmt narzisstisches Verhalten in der westlichen Gesellschaft allgemein und in den USA im Speziellen zu. Nicht bloss Akteure in Wirtschaft und Politik, sondern auch normale Amerikaner zeigten ein zunehmend egozentrisches Verhalten, stellt Jean Twenge, Psychologin an der San Diego State University, in seinem Buch «The Narcissism Epidemic» fest. «Je mehr Politik zur öffentlichen Performance wird, desto stärker weisen Politiker narzisstische Eigenschaften auf», so Twenge zur Wissenschafts-Website [www.livescience.com](http://www.livescience.com). Der Erfolg allerdings sei kaum nachhaltig. Politiker erreichten durch ihr gesteigertes Ego zwar rasch Aufmerksamkeit, würden aber auch schnell wieder in der Gunst des Publikums sinken.

**Gleitender Rollenwechsel**

Ist ein narzisstischer Politiker also auf langfristigen Erfolg aus, darf er kein Sklave seines Egos sein, sondern muss es geschickt als Mittel einsetzen und seine Taktik variieren. Während der letzten Präsidentendebatte vergangenen Donnerstag stand Trump im Trommelfeuer seiner Gegner. Er selbst hielt sich mit dreisten Verbalattacken mehr zurück als bisher, was dem CNN-Reporter sofort aufgefallen ist: «Herr Trump, Sie argumentierten mehr poli-

---

**Indem das Ego sich für ein höheres Ideal einsetzt, erweist es Millionen von Menschen einen Dienst.**

---

tisch als persönlich», stellte er im Interview mit dem Tycoon fest. «Das war bewusst», meinte Trump. «Wir haben mit siebzehn Kandidaten begonnen, jetzt sind noch ein paar übrig. Ich denke, ich habe jetzt eine etwas andere Haltung.»

Steht Trumps Super-Ego vor einem gleitenden Rollenwechsel? Weg von einer zerstörerischen Waffe hin zu einem Vehikel für das allgemeine Wohl? Trump hat die ganze Welt während Monaten verblüfft, vielleicht überrascht er bald alle aufs Neue. ○

# Kampagne nach Drehbuch

Vor einem Jahr taxierte die Weltgesundheitsorganisation Glyphosat als «wahrscheinlich krebserregend». Seither führen Umweltverbände, linke Politiker und Medien einen Kampf gegen das Pflanzenschutzmittel. Dabei ist es weniger gefährlich als Kochsalz und Backpulver. *Von Alex Reichmuth*

Glyphosat ist das am meisten verwendete Pflanzenschutzmittel der Welt. In der Schweiz werden jährlich 300 Tonnen davon versprüht – in der Landwirtschaft, in Privatgärten oder an Bahndämmen. Glyphosat blockiert ein Enzym, das Pflanzen zur Bildung bestimmter Aminosäuren benötigen, und lässt diese absterben. Dieses Enzym kommt bei Menschen und Tieren nicht vor. Das Herbizid ist also hochwirksam, aber für Menschen gemäss internationalen Toxikologie-Standards weniger gefährlich als Kochsalz oder Backpulver. Trotzdem ist Glyphosat Umweltgruppen, Umweltämtern, Konsumentenschützern und der Bio-Industrie ein Dorn im Auge. Diese gehen drehbuchmässig vor, um das Herbizid zu verbannen.

**Vor Krebs warnen** — Es gehört zu jeder Umweltkampagne, eine Krebsgefahr zu beschwören. Zwar kamen zahlreiche nationale und internationale Experten zum Schluss, diese Gefahr bestehe bei Glyphosat nicht. Dennoch suggerieren Umweltorganisationen seit Jahren das Gegenteil.

**Das «Böse» benennen** — Glyphosat-Hersteller wie Monsanto und Syngenta entsprechen dem Feindbild der Umwelt- und Bio-Lobby – denn sie entwickeln Gentechprodukte. Also müssen diese Konzerne nonstop als unverantwortlich und profitgierig gebrandmarkt werden.

**Die Gelegenheit packen** — Im März 2015 klassierte die Weltgesundheitsorganisation (WHO) Glyphosat überraschend als «wahrscheinlich krebserregend». Sie stellte dabei massgeblich auf Versuche ab, bei denen Ratten Glyphosat-Konzentrationen verabreicht wurden, die um den Faktor tausend über den geltenden Grenzwerten für Menschen liegen. Wenig erstaunlich, verendeten viele der Tiere. Zwar gilt das Herbizid laut WHO noch immer als weniger gefährlich als alkoholische Getränke oder gesalzener Fisch. Doch die Glyphosat-Gegner nahmen den Befund zum Anlass, ihren Ächtungskampf zu intensivieren.

**Rückstände dramatisieren** — Zum Kampf gehört es, Spuren von Glyphosat im Urin als Vorzeichen kommenden Unheils hinzustellen. So schrieb das Magazin *K-Tipp*, in zwanzig von vierzig Urinproben sei das Herbizid nachgewiesen worden. Dass die gemessenen Werte um das Hundert- oder sogar Tausendfache unter den Grenzwerten lagen, las man dort nicht.



*Dorn im Auge:* Pflanzenschutzmittel Glyphosat.

**Emotionen schüren** — «Glyphosat ist ein Killer», warnte Daniel Bärtschi, Geschäftsführer von Bio Suisse, in der *Basler Zeitung*. Die Internet-Zeitung *Infosperber* schrieb vom «heimtückischen Gift», das Magazin *Gesundheitstipp* von «Krebsgift». Zudem verbreiten die Medien Berichte über Missbildungen bei Kindern und erhöhte Krebsraten in Argentinien, obwohl ein Zusammenhang hypothetisch ist.

**Verunglimpfen** — Die Europäische Behörde für Lebensmittelsicherheit verneinte im letzten November eine Gefahr durch Glyphosat. Greenpeace Schweiz bezeichnete dies als «Kniefall vor der Pestizidindustrie». Die *Wochezeitung* wiederholte dies und liess den Toxikologen Peter Clausing, Vorstandsmitglied des linken deutschen Pestizid-Aktions-Netzwerks, zu Wort kommen: «Ich bin empört, wie die Behörde die Wahrheit entstellt und die Fakten verdreht, bis hin zu expliziten Lügen», schimpfte er.

**Aktivismus betreiben** — Die Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur (WBK) des Nationalrats forderte im November 2015 eine Untersuchung zu Glyphosat. «Die Untersuchung soll zeigen, wie gross die Gefahr von Glyphosat ist», verkündete WBK-Präsident Matthias Aebischer (SP). Zwar gibt es schon über tausend wissenschaftliche Studien zu Glyphosat, und das Mittel gehört zu den am besten untersuchten Herbiziden überhaupt. Dennoch er-

achtete der Bundesrat im Januar eine weitere Studie als «sinnvoll». Die Grünen wollen sogar ein nationales Forschungsprogramm.

**Verbot durchsetzen** — «Wenn Gifte krank machen, gibt es nur eines: sofortige Sistierung aller Glyphosat-Produkte», forderte die grüne Nationalrätin Maya Graf. Die Umweltorganisation Greenpeace sammelte zusammen mit den Ärztinnen und Ärzten für Umweltschutz und der Stiftung für Konsumentenschutz (SKS) über 25 000 Unterschriften für ein Verbot. Dabei wurde das Vorsorgeprinzip angeführt: «Es gibt heute noch eine zu grosse Ungewissheit über die Auswirkungen von Glyphosat», mahnte SKS-Chefin Sara Stalder. In einigen anderen Ländern sind die Gesundheitsbehörden bereits am Einknicken: In den Niederlanden gilt seit diesem Jahr ein Verbot für Glyphosat. Auch in Frankreich steht ein solches zur Diskussion.

**Schaden ausblenden** — Ist Glyphosat erst einmal verboten, muss die Landwirtschaft auf andere Pflanzenschutzmittel ausweichen. Deren Folgen sind weniger gut erforscht, und sie stellen möglicherweise ein grösseres Gesundheitsrisiko dar. Oder die Bauern verzichten, wie von der Bio-Bewegung gefordert, ganz auf synthetische Herbizide. Dann nimmt die Lebensmittelproduktion ab, was den Hunger in der Welt befördert. Aber solche Folgen kümmern die Umweltbewegung wenig. ○

# Zeitbombe Mann

Die Mehrheit der illegalen Migranten sind junge Männer. Sie werden das Gleichgewicht der Geschlechter in Europa nachhaltig verändern – mit verheerenden Folgen für die Frauen, sagt die US-Wissenschaftlerin Valerie Hudson. *Von Wolfgang Koydl*

Zwei Behauptungen waren es, die im Flüchtlingsommer 2015 vor allem von deutschen Politikern und Medien wie ein Mantra unablässig beschworen wurden: Man könne doch nicht Herz und Tür vor all jenen elenden Frauen und Kindern verschliessen, die bei uns Schutz suchen. Und: Der Migrantenstrom sei ein Segen, weil er die demografische Zeitbombe entschärfe, die Europas überalterte Gesellschaften bedroht. Frisches Blut für greise Europäer. Die Renten seien so wieder sicher.

Behauptung Nummer eins war schon damals für aufmerksame Fernsehzuschauer leicht zu entkräften. Denn derweil die Sprecher im Off dauernd von Frauen und Kindern faselten, schlurften Kolonnen von Männern an den Kameras vorbei – jung und kräftig, eine veritable Armee. Spätestens seit der Schreckensnacht von Köln dürfte überall die Erkenntnis gereift sein, dass sich die Europäer, in erster Linie in Deutschland und Schweden, mit diesen Männern ein Problem ins Land geholt haben, das sich nicht mit ein paar zusätzlichen Polizeibeamten und verschärften Abschiebebesetzen lösen lässt. Der Zustrom hat eine ganz andere demografische Zeitbombe scharf gemacht, welche die Gesellschaft auf Generationen hinaus bis zur Unkenntlichkeit verändern kann.

## Erfahrungen in China und Vietnam

Es ist schon richtig, dass Zuwanderung Auswirkungen auf die Zusammensetzung der Bevölkerung haben kann – allerdings nicht unbedingt auf die Weise, wie sich dies Politiker, Wissenschaftler und so mancher Unternehmer vorstellten, als sie von Hunderttausenden künftiger Steuer- und Rentenbeitragszahler träumten, die den Überhang an Pensionären ausgleichen würden. Stattdessen wird die Menge männlicher Migranten ein anderes Gleichgewicht aus dem Lot bringen – jenes zwischen Männern und Frauen. Mit anderen Worten: Europa importiert sich ein Problem, das Länder wie China oder Vietnam seit Jahren zu beseitigen versuchen.

«Ich verstehe nicht, warum die hochentwickelten westeuropäischen Länder, die so lange ein Vorbild für andere Gesellschaften waren, sehenden Auges in ihr Unheil rennen», seufzt Valerie Hudson. «Sie werfen alles weg, was sie in den letzten hundert Jahren an Rechten und Freiheiten für Frauen erreicht haben.» Die Politologin von der Texas A & M University in Houston erforscht schon seit Jahren, welche

Auswirkungen eine drastisch schiefe Verteilung der Geschlechter hat. Sie ist Autorin des Standardwerkes «Bare Branches», das sich mit den negativen Effekten in China und anderen asiatischen Ländern befasst.

Die Lektüre lässt Schlimmes erahnen für Europa: Denn Gesellschaften mit einem Männerüberschuss sind nach den Erkenntnissen von Valerie Hudson weniger stabil sowie gewalttätiger und aggressiver gegenüber Frauen. Vergewaltigungen und sexuelle Belästigungen nehmen zu, in der Folge wird die Bewegungsfreiheit von Frauen im öffentlichen Raum immer mehr eingeschränkt. «Man muss nicht einmal bis Asien gehen», gibt Hudson zu bedenken. «In Alaska ist das Zahlenver-

hältnis zwischen den Geschlechtern ebenfalls schief, und wir haben da eine höhere Vergewaltigungsrate als im Rest der USA.»

War Köln also nur ein kleiner Vorgeschmack? Die Zahlen jedenfalls sind bedenklich. So waren zwei Drittel – 66,26 Prozent – aller im vergangenen Jahr in Italien und Griechenland registrierten Migranten Männer. In Schweden, das Hudson gezielt untersucht hat, waren es sogar 71 Prozent. Noch deutlicher ist die Kluft bei minderjährigen Teenagern: Insgesamt 21 Prozent der Zuwanderer wurden als unbegleitete Minderjährige geführt – mit einem erdrückenden Überhang an jungen Männern. In der Altersgruppe der besonders relevanten 16- und 17-Jährigen kommen in



Europa zeigt sich taub und blind: Flüchtlinge an der griechisch-mazedonischen Grenze.



Schweden 123 Burschen auf 100 Mädchen. Zum Vergleich: In China ist das entsprechende Verhältnis 117 zu 100. Der Unterschied: Peking bekämpft das Problem, Europa hingegen zeigt sich taub und blind.

Verteidiger der Zuwanderung führen ins Feld, dass diese allein reisenden jungen Männer ja ihre Ehefrauen nachholen und so den demografischen Mehrwert in Europas alternenden Gesellschaften schaffen würden. Dies aber ist bei Minderjährigen nicht der Fall. Sie sind im Allgemeinen nicht verheiratet und haben nicht automatisch das Recht auf Familiennachzug. Selbst wenn einige von ihnen verheiratet wären, so hat – wie Hudson anmerkt – der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte erst vor kurzem entschieden, dass die Rechtmässigkeit von Kinderen nicht anerkannt werden muss.

### Prostitution und Gewalt gegen Frauen

Immer mehr männliche Teenager müssen sich also aus einer vergleichsweise niedrigen Zahl junger Frauen eine Partnerin suchen. «Es bleibt nicht aus, dass dabei viele zu kurz

kommen und keine Familie gründen können», resümiert die US-Professorin. «Sie fühlen sich marginalisiert und sind versucht, sich einfach mit Gewalt zu nehmen, was die Gesellschaft ihnen ihrer Meinung nach vorenthält.» Die Beispiele Indien und China zeigten, wohin das führt: zu soziopathischem, gewalttätigem Verhalten bis hin zur Bildung von Banden, zu mehr Prostitution

---

### «Sie werfen alles weg, was sie an Rechten und Freiheiten für Frauen erreicht haben.»

---

und Gewalt gegen Frauen. In China geht das so weit, dass Frauen oft nicht mehr wagen, allein die Grossstädte zu verlassen. «Auf dem Land laufen sie Gefahr, entführt und einem Bauern als Ehefrau verkauft zu werden», berichtet Hudson.

In Europa verschärft sich die Gefahr auch deshalb, weil sich die Zuwanderung nicht langsam und organisch entwickelt, sondern sturzartig in enormen Mengen. Daher sind

hier die Auswirkungen besonders nachhaltig, zumal in jüngeren Altersgruppen. In Deutschland beispielsweise gab es vor drei Jahren weniger als zehn Millionen Menschen im Alter von um die zwanzig Jahren. «Jeder abnormale Zuwachs in dieser Gruppe verstärkt eine Abnormalität in der Gesamtzahl», rechnet Hudson vor. So waren in Deutschland von den 2015 registrierten illegalen Einwanderern 246 000 zwischen 16 und 25 Jahre alt – 56 Prozent. Die erdrückende Mehrheit von ihnen war auch hier männlich.

Mit jeder Zuwandererwelle verschiebt sich das Gleichgewicht deutlicher und schneller. Schon jetzt kursieren Hochrechnungen, in wie vielen Jahren Länder wie die Niederlande, Frankreich, Grossbritannien oder Deutschland muslimisch geprägte Bevölkerungsmehrheiten haben werden. Selbst für die Schweiz prognostiziert das angesehene amerikanische Pew Research Center eine Zunahme der muslimischen Bevölkerung von heute 4,9 Prozent auf 7,4 Prozent im Jahr 2050 – ohne zusätzliche Zuwanderung.

### Ausnahme Kanada

Bislang hat nur Kanada Konsequenzen aus der Entwicklung gezogen. Ausgerechnet die neue Regierung des jugendlichen Premierministers Justin Trudeau nimmt seit vergangenem November keine allein reisenden Männer mehr auf – mit Ausnahme in ihrer Heimat besonders gefährdeter Personen wie etwa Homosexueller. «Dahinter kann auch die Furcht vor Terroristen stecken», meint Hudson. Sie glaubt aber, «dass sich irgendjemand in Ottawa Gedanken gemacht» habe.

In Europa geht der Trend in eine andere Richtung. Seit Jahrzehnten wächst hier der Anteil der Männer an der Gesamtbevölkerung, die muslimische Zuwanderung verstärkt nur die Tendenz. In der Schweiz kamen vor fünfzig Jahren statistische 93,94 Männer auf 100 Frauen. Heute sind es 98,09. Ähnlich sieht es in den meisten europäischen Ländern aus.

Beissend sarkastisch fasste es Ross Douthat, der konservative Kolumnist der *New York Times* in seinem jüngsten, vielbeachteten Kommentar zusammen: «Wenn Sie glauben, dass eine alternde, säkulare und bislang meist homogene Gesellschaft wahrscheinlich in der Lage sein wird, eine Zuwanderung dieser Grösse und dieser kulturellen Unterschiedlichkeit zu absorbieren, dann haben Sie eine glänzende Zukunft als Sprecher der gegenwärtigen deutschen Regierung», schrieb er. «Sie sind ausserdem ein Narr. Denn eine solche Umwandlung verspricht nicht nur eine zunehmende Polarisierung zwischen Einheimischen und Neuankömmlingen. Es droht nicht nur ein Anwachsen des Terrors, sondern eine Wiederkehr der politischen Gewalt wie in den 1930er Jahren.» ○



# Fremde Früchte

Die Hälfte der Schweizerinnen und Schweizer ist untreu. Wie geht man am besten damit um?

Von Claudia Schumacher und Monique Baumann (Illustration)

Sie sind versucht, fremdzugehen? Überspringen wir die moralische Diskussion, wir stecken ja (glücklicherweise) nicht in einer eigentlich monogamen Partnerschaft miteinander. Sie sind unser geschätzter Leser und wir auf Ihrer Seite! Erlauben Sie uns daher, Ihnen in der heiklen Situation etwas lösungsorientierten Beistand zu leisten.

**Stadium eins: Verführung** — Es ist noch nicht zum Äussersten gekommen, aber jemand ausserhalb Ihrer Beziehung reizt Ihr Herz oder die Hormone geradezu unwiderstehlich? Vielleicht können ein paar Zahlen präventiv wirken: Die Hälfte aller Schweizer hat schon einmal einen Partner betrogen. Gemäss eigenen Angaben sind es 49 Prozent der Männer und 55 Prozent der Frauen. (Bevor Sie jetzt mit dem Finger auf die nächstgelegene Frau zeigen: Eine andere Studie kommt zum Ergebnis, Frauen seien ehrlicher als Männer.) Wenn Sie also etwas darauf geben, ein originales Individuum zu sein: Beim Thema Treue/Untreue gewinnen Sie keinen Blumentopf. Das eine ist so durchschnittlich wie das andere. Untreue jedoch hat auch noch die unschöne Eigenschaft, ziemlich destruktiv zu sein. In Umfragen landet der Spass im fremden Bett stets unter den Top drei der grössten Beziehungskiller.

**Stadium zwei: Reinschlittern** — Verfügen Sie noch über genügend Selbstbeherrschung, um die potenziellen Konsequenzen Ihres Handelns für Ihre bestehende Beziehung in Ruhe zu überblicken? Dennoch wollen Sie gerne mit jemand anders ins Bett hüpfen? Das könnte zwei Gründe haben. Der erste Grund: Sie wollen einen Grund schaffen, um aus einer Beziehung herauszukommen, die Ihnen schon länger nicht mehr guttut, von der Sie aber auch irgendwie nicht loskommen. Der zweite naheliegende Grund: Ihr Partner ist Ihnen nicht gleichgültig, und Sie wissen von vornherein, dass der Seitensprung für Sie auch nicht mehr sein wird als «nur» ein Seitensprung? Dann sind Sie wohl frustriert in Ihrer Beziehung. Eventuell fühlen Sie sich Ihrem Partner unterlegen und wollen sich über die Aufmerksamkeit der dritten Person aufwerten oder Ihren Partner mit Hilfe des Seitensprungs demütigen und bewusst verletzen. Wenn Sie einem Partner, mit dem Sie eigentlich zusammenbleiben wollen, Schaden zufügen möchten, stimmt etwas nicht. Ein Psychologe könnte

hier womöglich dem Hang zu kontraproduktivem Verhalten abhelfen. Es kann aber auch sein, dass Sie Ihren Partner aufrichtig lieben und aus rein sexuellem Frust heraus handeln. Ein Seitensprung wird Ihnen nur kurzfristig helfen bei diesem Problem und könnte Ihnen gleichzeitig auf lange Sicht alles zerstören. Sprechen Sie besser mit Ihrem Partner! Die Lösung könnte auch eine Sexualtherapie bieten. «Eine Partnerschaft ist etwas Elegantes. Monogamie tötet nicht das Verlangen, sie bildet ein System, das wiederum das Verlangen der meisten Menschen schwächt», erklärt der US-Sexualtherapeut David Schnarch. «Dagegen hilft nur eins: Du musst wachsen. Das ist die einzige Möglichkeit, sich sexuell weiterzuentwickeln und die Leidenschaft neu zu entfachen.» – Beziehungsarbeit und Weiterentwicklung der eigenen Person: Klingt für Sie alles so unsexy, dass Sie am liebsten direkt die schöne «Fremde» bespringen würden?

**Stadium drei: Seitensprung** — Vielleicht liegt der Grund Ihres Verlangens nach Fremdfleisch auch ausserhalb Ihrer Beziehung. Zum Beispiel beim Fremdfleisch selbst. Die Person, die Sie wollen und die nicht Ihr Partner ist, wirkt einfach zu anziehend auf Sie. Falls Sie mit dem Gedanken spielen, Ihren Partner für die Affäre zu verlassen, sollten Sie vielleicht noch wissen: 75 Prozent der Ehen mit einem Seitensprung-Partner enden in Scheidungen. Nicht so aussichtsreich. Affären geht man übrigens mit hoher statistischer Wahrscheinlichkeit mit jemandem ein, der gar nicht so fremd ist, sondern bisher einfach «nur ein Freund»

---

«Der schlimmste Treuebruch spielt sich manchmal ohne jede Berührung ab.»

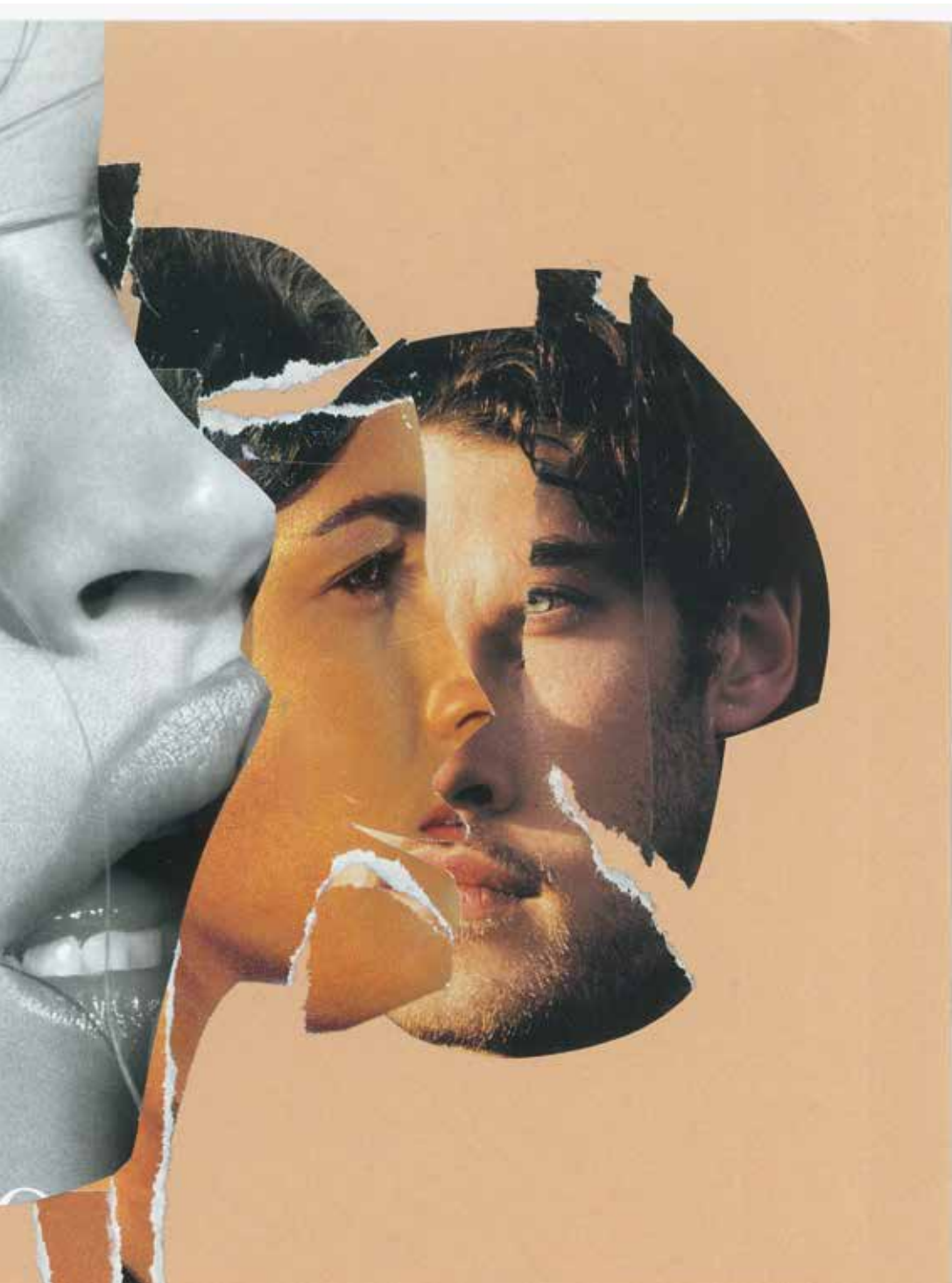
---

war. Vor kurzem ist der Untreue-Klassiker «Not <Just Friends>» unter dem Titel «Die Psychologie der Untreue» auf Deutsch erschienen; geschrieben hat ihn Shirley P. Glass, eine amerikanische Paartherapeutin und «Mutter der Untreue-Forschung», wie die *New York Times* sie nannte (Glass verstarb vor Erscheinen des Buches hierzulande). Laut Glass betrügen 82 Prozent der Fremdgeher ihren Partner mit Menschen, die ihnen bereits nahestanden. Arbeitskollegen, Freunde, Internetbekanntschäften. Doch wo beginnt Untreue? «Frauen halten in der Regel jegliche sexuelle Intimität



Wie ein Schiff im Sturm.

für Untreue, während Männer dazu tendieren, Untreue zu leugnen, solange kein sexueller Verkehr stattgefunden hat.» Ein Mann schafft es also eher als eine Frau, Küsse und Gefummel mit einer anderen zumindest vor sich selbst als beziehungsstechnisches Kavaliersdelikt durchgehen zu lassen. Dabei gibt es bereits unschuldige Formen von Untreue, die eine Beziehung nachhaltig belasten können: Wer ständig auf fremde Hintern stiert oder jedem schöne Augen macht, hinterlässt zwar ähnlich wie bei der «weissen Folter» keine harten Fakten. Zum Beziehungstod kann «weisse» Untreue auf Dauer aber dennoch führen. «Der schlimmste Treuebruch spielt sich manchmal ohne jede Berührung ab», so Glass. Das gilt



besonders für Verliebtheiten: Sie können verheerender sein als ein sexueller Ausrutscher.

**Stadium vier: Blame Game** — Wenn in einer Beziehung etwas schief läuft, gehören meistens (mindestens) zwei dazu. Wer fremdgeht, tut das jedoch ohne den Partner – und sollte in Erwägung ziehen, die Konsequenzen ebenfalls ohne ihn auszubaden. Ihr Partner wird es sehr schwer haben, mit dem Betrug umzugehen und zu verzeihen. Wenn Sie den Betrug also nicht vollzogen haben, um den Partner wachzurütteln, einen Warnschuss abzulassen oder einfach wieder ins Gespräch zu kommen, dann lassen Sie ihn vielleicht besser in Frieden.

Dazu sollten Sie allerdings sicher sein, dass der Partner Ihnen von alleine wirklich nicht auf die Schliche kommen wird. Ist die Gefahr dafür gegeben: Besser selber raus damit. Sollte der betrogene, fuchsteufelswilde Partner auf schmerzliche Details bestehen: Liefern! Bei der Kommunikation von Untreue gilt wie so oft im Leben: ganz oder gar nicht. Auch wenn der Betrogene sich selbst durch die Recherche der Einzelheiten vorübergehend noch intensiveren Schmerz verschafft: Der Betrüger ist dafür zuständig, sich durch vollkommene Offenheit zu rehabilitieren und sich den Wünschen des Partners unterzuordnen. So wird Wertschätzung gezeigt und der Weg für neue Beziehungsintimität geebnet. «Der Prozess der

Genesung ist, als ob Sie Ihr Schiff durch einen Sturm steuern würden. Wenn Sie wissen, wohin Sie steuern, kann das verhindern, dass Sie und Ihre Partnerschaft vollkommen verlorengehen, auch wenn Sie kurzzeitig vom Kurs abkommen», so Glass.

#### **Stadium fünf: Perspektiven und Prävention** —

Jede Krise ist auch eine Chance: Da zumindest sind sich alle lesenswerten Psychologen einig. «Es ist schwer zu glauben, dass eine Ehe nach einer Affäre besser sein kann, und doch ist es wahr – falls Sie lernen, mit den alpträumhaften Tagen nach der Entdeckung umzugehen, mit den traumatischen Reaktionen des betroffenen Partners, mit der Enthüllung der Details und mit der Phase des Wiederaufbaus, wenn Sie Ihre Ehe Stein für Stein neu errichten», schreibt Glass auf der Grundlage ihrer langjährigen Erfahrung als Therapeutin.

#### **Wer sich vom betrogenen Partner dauerhaft an die kurze Leine legen lässt, wird verkümmern.**

Wichtig sei es nach dem Beziehungs-SuperGAU, Grenzen zu definieren. Glass schlägt vor, sich jede Beziehung wie ein Haus vorzustellen, in der Liebe wie in der Freundschaft: Wo sind durchlässige Fenster, wo sind unverrückbare Mauern? Ein Paar sollte gemeinsam festlegen, was gegenüber anderen erlaubt ist und was nicht. Für ein glückliches Leben sind Freundschaften ausserdem weiterhin wichtig. Wer sich vom betrogenen Partner dauerhaft an die kurze Leine legen lässt, wird verkümmern.

Und wie kann man in friedlichen, guten Beziehungsphasen, noch bevor die Versuchung lockt, die Paarbindung vor Seitensprüngen schützen? Bei Paaren, die Kinder haben, kommt es in besonders kindbezogenen Beziehungen eher zu Seitensprüngen. Bei allem Stress mit dem Nachwuchs sollte man daher auch in Beziehungen eine gewisse Dating-Kultur pflegen: an einem festen Tag in der Woche etwas ohne die Kinder unternehmen. Sich hübsch machen für den Partner. Fein essen. Ins Kino gehen. Sich Komplimente machen. Ein bisschen miteinander spielen. Einmal die Woche ist utopisch? Auch einmal im Monat ist besser als gar nichts. Übrigens ist es hinsichtlich der Auswirkungen auf die Beziehung statistisch betrachtet weniger schlimm, wenn der Mann fremdgegangen ist. «Die Affäre einer Frau ist oftmals das Resultat langjähriger ehelicher Unzufriedenheit, und es ist schwerer, die Ehe wiederherzustellen», so Glass. Einmal mehr ein Hinweis darauf, wie sehr es sich lohnt, unzufriedenen Frauen zuzuhören – und auf sie einzugehen!

Shirley P. Glass: Die Psychologie der Untreue. Klett-Cotta. 448 S., Fr. 32.90



«Ich suche das Leid auf»: Glauser, um 1930.



## Aussenseiter und Rebell

Von Peter Rüedi

Keiner sieht eine Gesellschaft schärfer als der, der nicht dazugehört. Friedrich Glauser, der von der zünftigen Literaturwissenschaft vor seinem frühen Tod 1938 kaum wahrgenommen wurde, war zeitlebens ein Aussenseiter. Ein hin-fälliger Rebell. Heftiger als die Sucht nach Mor-phium und Alkohol beutelte ihn die Sehnsucht nach einem anderen Leben als dem, das er auf dem Passionsweg seiner Biografie in zahllosen Zwangsanstalten verbringen musste: Internat, Nervenheilanstalten (damals noch «Irrenhäu-ser» genannt), Strafanstalten. Zwei Jahre in der Fremdenlegion – denen verdankt die Nachwelt seinen stärksten Roman, «Gourrama», zu Leb-zeiten fand sich dafür kein Verleger. Der Lebenslauf, den er 1937 selbst verfasste, ist ein lapidares Stakkato von Katastrophen und ge-legendlichen Fluchtversuchen (in die Liebe, in den Selbstmord, in das Schreiben), das mit dem Satz endet: «Et puis voilà. Ce n'est pas très beau...». Dieses Fazit ist der Titel einer schönen Ausstel-lung im Zürcher Strauhof. (Unnötiger) Anlass dazu ist Glausers 120. Geburtstag und seine Streifkollision mit dem zurzeit gerade gegen seine anarchische Natur zelebrierten Dada-ismus. Der war auch eine von Glausers kleinen Fluchten. Ein Dadaist war der damals Zwanzig-jährige nie wirklich, aber er war fasziniert vom Bohème-Ambiente und berührt von der Freundschaft, die ihm Hugo Ball («der einzige ohne Pose») und Emmy Hennings anboten. Seine Klarsicht raubten ihm die Gifte nicht, sie schärfen sie: «So quälend diese Aufenthalte im Gefängnis waren», schreibt er am Ende eines Stücks über sein Jahr in Ascona, das mit einer Verhaftung in Bellinzona und dem Abtransport nach Bern endete, «irgendwo beruhigten sie mich doch. Von Glück, innerem Glück zu spre-chen, wäre übertrieben; aber es ist die einzige Erklärung, die ich für meine Katastrophensucht kenne. Ich suche das Leid auf, ganz unbewusst sicherlich, aber irgendein Teil meiner selbst braucht das Leiden.» Die Legende dieser tragi-schen Aussenseiter-Vita verdunkelt bis heute Glausers Werk, auch den literarischen Rang von dessen bekanntestem Teil, den Kriminal-romanen. Im Unterschied zu seinem Erfinder wurde Wachtmeister Studer zur populären Figur, hauptsächlich durch die Darstellung Heinrich Gretlers in den Filmen von Leopold Lindtberg. Eine Diskrepanz von bitterer Ironie. Ist doch die durchaus auch gebrochene Vater-figur des Berner Fahnders – er liebt seine Opfer und verachtet seine Auftraggeber – das Ge-schöpf eines vatergeschädigten Sohnes.

Friedrich Glauser – Ce n'est pas très beau.  
Strauhof, Zürich. 5. Februar bis 1. Mai 2016

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (–) **Peter Stamm:** Weit über das Land (S. Fischer)
- 2 (1) **Jojo Moyes:** Ein ganz neues Leben (Wunderlich)
- 3 (9) **Dora Heldt:** Böse Leute (DTV)
- 4 (2) **Tommy Jaud:** Sean Brummel: Einen Scheiss muss ich (Fischer)
- 5 (3) **Catalin Dorian Florescu:** Der Mann, der das Glück bringt (C. H. Beck)
- 6 (4) **Rita Falk:** Lerberkäsjunkie (DTV)
- 7 (–) **Elke Heidenreich:** Alles kein Zufall (Hanser)
- 8 (6) **Michael Robotham:** Der Schlafmacher (Goldmann)
- 9 (–) **Robert Galbraith:** Die Ernte des Bösen (Blanvalet)
- 10 (–) **Jo Nesbø:** Blood on Snow. Das Versteck (Ullstein)

### Sachbücher

- 1 (2) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (Ullstein)
- 2 (–) **Pauline Dohmen:** Nähen mit Jersey – kinderleicht! (Frech)
- 3 (1) **Nadia Damaso:** Eat Better not Less (Fona)
- 4 (3) **Jesper Juul:** Leitwölfe sein (Beltz)
- 5 (4) **Fern Green:** Super Smoothies – Die besten Detox-Drinks (Dorling Kindersley)
- 6 (–) **Sacha Batthyany:** Und was hat das mit mir zu tun? (Kiepenheuer & Witsch)
- 7 (8) **Ajahn Brahm:** Der Elefant, der das Glück vergass (Lotos)
- 8 (9) **Peter Wohlleben:** Das geheime Leben der Bäume (Ludwig)
- 9 (5) **Ildikó von Kürthy:** Neuland (Wunderlich)
- 10 (10) **Jamie Oliver:** Jamies Superfood für jeden Tag (Dorling Kindersley)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

## Apropos: Einfühlung

Schriftsteller Peter Stamm, mit seinem neuen Roman «Weit über das Land» auf Rang eins der Schweizer Bestsellerliste, hat in einem Interview im Schweizer Fernsehen SRF Auskunft über sein Einfühlungsvermögen gegeben. «Eine Frau ist ja nicht so wahnsinnig anders als ein Mann. Ich hätte mehr Mühe, mich in einen Massenmörder hineinzusetzen. Oder in einen SVP-Nationalrat», sagte er. Massenmörder und SVP-Nationalrat ist für ihn also eine gleichermassen absonderliche Vorstellung. Und was ist mit einem Fötus, der in einem früheren Leben einmal ein Folterknecht gewesen war? «Eine gänzlich absurdes Beispiel», mögen Sie nun denken. Keineswegs. Der Fötus mit zweifelhaftem Vorleben ist die Hauptfigur im neuen Roman von Charles Lewinsky. Doch dazu ein andermal mehr. (rb)

## Zeitgeschichte

# Von Hitler bis Vietnam

Henry A. Kissinger war der Rockstar der amerikanischen Aussenpolitik, eine bewunderte und gleichzeitig hoch umstrittene Figur. Jetzt liegt der erste Band einer neuen, definitiven Biografie vor. Es ist eine faszinierende Ehrenrettung. Von Roger Köppel

Henry Kissinger, heute 92, gehört zu den interessantesten Politikern und Intellektuellen der Gegenwart. Einen Teil der Faszination macht die Tatsache aus, dass Kissinger gleichzeitig Opfer, Teilnehmer und Gestalter aufwühlender geschichtlicher Ereignisse war. Sein Leben verlief entlang der Abgründe des 20. Jahrhunderts, eine Art politische Höllenfahrt, wenn man so will, und die Vergegenwärtigung dieses Lebens beschert besonders dem Schweizer Leser ein durchaus auch unangenehmes Wohlgefühl weltgeschichtlicher Unversehrtheit.

### Friedensbringer oder Kriegsverbrecher?

Beeindruckend bleibt die stratosphärische Karriere dieses deutschjüdischen Flüchtlings, der in den USA nicht nur die Harvard-Universität eroberte, sondern zu einem der wichtigsten Aussenpolitiker zweier Präsidenten und zu einer internationalen Berühmtheit wurde. Kissingers politische Lebensleistung freilich bleibt bis heute hoch umstritten: Die einen

**Kissinger ist Hermeneutiker, kein Moralist. Man nimmt ihm ab, dass er die Dinge zuerst verstehen will.**

sehen in ihm einen genialen Realisten und Friedensbringer. Die andern halten ihn für einen Kriegsverbrecher, der hinter Gitter gehört. Wo liegt die Wahrheit?

Der Harvard-Historiker Niall Ferguson legt nun die bisher umfangreichste Biografie vor. Allein der erste Band, «Henry Kissinger. 1923–1968: The Idealist», trumps mit fast tausend dicht beschriebenen Seiten auf. Ferguson will das beschädigte Kissinger-Image reparieren. Kritiker mäkeln auf Vorrat, dass Ferguson nur bedingt zu trauen sei, da ihn Kissinger angefragt und ihm auch die persönlichen Archive geöffnet habe. Den Vorwurf kann jeder lesend überprüfen. Mein Eindruck ist: Ferguson ist ein glänzendes und äusserst spannendes, auch durchaus kritisches und mit vernünftiger Distanz geschriebenes Buch gelungen.

Das liegt natürlich am Thema, aber nicht nur. Ferguson kann schreiben. Er hat Humor. Er sieht die Anekdote. Und er hat ein Talent für provokative Thesen mit einem gewissen Hang vielleicht zur kalkulierten Auffälligkeit, die dem Effekt zuliebe an den Wahrscheinlich-

keiten ritzt. Manche belächeln ihn dafür, dass er die Geschichte auch aus dem Blickwinkel des Konjunktivs betrachtet: «Was wäre, wenn?» Andere neiden ihm den Erfolg. Er ist auf jeden Fall ein höchst inspirierender Forscher und Autor.

### Bildungsromane aus der Wirklichkeit

Lebensgeschichten sind Bildungsromane aus der Wirklichkeit. Henry Kissingers Leben ist filmreifer Stoff. Ich habe den Porträtierten vor ein paar Jahren in seinem New Yorker Büro selber interviewen dürfen. Natürlich war ich beeindruckt vom typisch raspelnden Bariton. Etwas fiel besonders auf: Kissinger ist Hermeneutiker, kein Moralist. Man nimmt ihm ab, dass er die Dinge zuerst verstehen will, bevor er sie beurteilt. Er formuliert so abgewogen und brillant, dass man ihm auch die Plattitüden nachsieht, die er manchmal gravitatisch verbreitet.

Ferguson bescheinigt Kissinger ein absolutes Musikgehör für historische Zusammenhänge. Er schildert einen hochintelligenten Mann mit nuanciertem Denkvermögen, einen gelenkigen Geist, der sich umstandslos von Überzeugungen verabschiedet, wenn es die Situation erfordert. Ferguson gibt sich viel Mühe, den gegen Kissinger oft geäusserten Vorwurf des Opportunismus, ja der Verschlagenheit zu entkräften. Wenn eine gute Biografie darin besteht, die Motive und Handlungen der untersuchten Person aus ihren Zusammenhängen heraus verständlich zu machen, dann ist dies eine hervorragende Biografie.

### «Körperlich monopolisieren»

Eine der Entdeckungen Fergusons ist ein Liebesbrief des 16-jährigen, bereits in die USA emigrierten Kissinger an ein Mädchen, das offenbar auch von zwei anderen Schulkameraden heiss begehrt wurde. Das Schriftstück aus der Privatschatulle des späteren Nobelpreisträgers ist ein frühes Zeugnis von dessen diplomatisch-sprachlicher Versiertheit. Kissinger gibt den interesselos-altklugen Berater, der die Angebotete – das «erste und ziemlich attraktive Mädchen unserer Klasse» – davor warnt, mit «meinem Freund Oppus» auszugehen, «der dich nur körperlich monopolisieren will». Wie Kissinger seinen Kollegen in den Rücken fällt und wohlwollende Bescheidenheit vorspiegelt, um am Ende doch einen ver-



*Absolutes Musikgehör für historische Zusammenhänge:* Kissinger mit Gattin Nancy, Jerusalem, 1975.

klausulierten Antrag zu formulieren, zeugt von einer subtilen manipulativen Intelligenz, die ihm während seiner Laufbahn noch oft zu Diensten sein sollte.

Sein Lebensweg beeindruckt. Heinz Alfred Kissinger wurde am 27. Mai 1923 im bayrischen Fürth geboren. Sein Bruder Walter kam ein Jahr später zur Welt. Vater Louis war ein angesehenes Gymnasiallehrer mit grosser Bibliothek. Mutter Paula entstammte einer wohl-

habenden Familie. Die Kissingers waren hervorragend assimilierte deutsche Juden, Patrioten mit dem Selbstverständnis der gehobenen deutschen «Kulturnation».

### **23 Verwandte im Holocaust verloren**

Die Katastrophe des Nationalsozialismus traf die Kissingers mit voller Wucht. Zunächst hegte man die Hoffnung, die Pest werde vorübergehen, dann wurde der Entschluss unaus-

weichlich, die Heimat zu verlassen. 1938 emigrierten die Kissingers nach New York. Als Heinz/Henry 1945 als US-Soldat nach Fürth zurückkehrte, waren von den einst 1990 dort lebenden Juden noch 40 übrig – er selber, schreibt Ferguson, habe mindestens 23 enge Verwandte im Holocaust verloren. Trotzdem beteuerte er in Interviews, er habe aus seiner Kindheit in Deutschland weder eine Psychose noch einen unvergänglichen Hass auf die Deutschen mitgenommen. Sein politisches Wirken habe mit seiner Jugend und den persönlichen Erfahrungen der Nazi-Tyrannie wenig zu tun.

Mag sein. Trotzdem zeigt Ferguson eindrücklich, wie sich Kissingers Denken als Antwort auf die katastrophreiche Geschichte zweier Weltkriege ausbildete und zu einem stimmigen Gebäude fügte. Es ist die Pointe seines Buchs, dass er den von seinen Gegnern als kaltblütiger Realist verschrienen Kissinger ganz anders deutet. Der Deutschamerikaner habe sein Politikverständnis nicht als moralfreier Realpolitiker, sondern im Gegenteil als Idealist geformt, im Studium des Königsberger Philosophen Kant vor allem, der die Bedingungen der Möglichkeit eines «ewigen Friedens» gedanklich durchdringen wollte. Kissinger, schreibt Ferguson, habe zeitlebens an der Konstruktion von Friedensordnungen nach kantschem Vorbild gearbeitet.

Sein akademischer Aufstieg führte über den Militärdienst und die Ardennenschlacht. Kissinger wurde 1943 eingezogen und musste mit der kämpfenden Truppe an die Front. Er geriet in schweres Feuer, zeichnete sich aus und wurde mit höheren Verantwortungen betraut. Er blieb über das Kriegsende hinaus in Deutschland, machte sich einen Namen als fähiger Verwaltungsmann und Spezialist auf der Jagd nach ehemaligen Nazis. Eine gewisse Faszination für alles Militärische liess ihn nicht mehr los. Auch später, als er zum Beispiel in offizieller Mission die Lage in Vietnam inspizierte, suchte Kissinger die Nähe der Soldaten und des Kampfgeschehens. Er war kein abstrakter Theoretiker.

### **Der Sinn der Geschichte**

Dank einem Armeestipendium gelangte er an die Elite-Uni Harvard. Er studierte Politikwissenschaften, mit einem Hang für Geschichte und Philosophie. Geschichte faszinierte ihn, weil Staaten und Völker nur aus ihren historischen Erfahrungen heraus zu begreifen seien. Spezifischer noch suchte Kissinger in der Geschichte die letzten Erfolgs- oder Misserfolgsformeln von Zivilisationen. Warum sind die einen erfolgreich? Warum gehen andere unter? Seine Abschlussarbeit geriet zum überlangen Konvolut, das in tiefdeutschen Englischsätzen die Frage nach dem «Sinn der Geschichte» zu ergründen suchte. Es ist bis heute die mit 388 Seiten umfangreichste je in

Harvard geschriebene Abschlussarbeit eines Grundstudiums.

Nach den von Ferguson zitierten Passagen zu urteilen, war es freilich ein durchaus scharfsinniges Werk. Kissinger betonte die «Intuition der Freiheit» als wichtigen menschlichen Antrieb, der bedeutender sei als der bloss «materialistische Intellekt». Der Freiheitsdrang des Menschen, schrieb der 27-jährige Kissinger optimistisch, würde totalitäre Diktaturen auch dann zurückweisen, wenn sie wirtschaftlich effizient und überlegen wären. Die Erfahrung von Weltkrieg und Völkermord scheint den aufstrebenden Politikwissenschaftler nicht zynisch gemacht zu haben. Für Ferguson sind diese frühen Prägungen entscheidend. Sie sollen belegen, dass Kissinger sein politisches Denken an Idealen ausrichtete.

### Sputniks und Atomraketen

Es war die Zeit des Kalten Kriegs. Stalin starb. Die Russen schickten die erste Raumkapsel ins All und bauten ihre eigenen Atombomben. Der von den USA angeführte Westen sah sich nach dem Koreakrieg und dem Vormarsch der Sozialisten in Ho Chi Minhs Vietnam bedroht, verunsichert. Es breitete sich in den USA ein Unbehagen aus, ein weitverbreitetes Gefühl des Unterwandertseins, das in Aggressionen gegen Linke und gegen Kommunisten ausglich. Man fragte sich, ob die Regierung unter dem väterlichen Weltkriegshelden Dwight Eisenhower auch im Kalten Krieg die richtigen Massnahmen traf, um die Sowjetunion und Maos Chinesen in Schach zu halten.

In dieser aufgeheizten Atmosphäre tauchte Kissinger scheinbar abseitig in die Geschichte des Wiener Kongresses von 1815 ein. Während die ganze Welt über Nuklearwaffen, Sputniks, Chruschtschow und die Teilung Deutschlands redete, schrieb Kissinger ein Buch über längst verblichene Staatsmänner wie Metternich oder Castlereagh, die nach den verheerenden Napoleonischen Kriegen in Europa eine neue Stabilität aufbauen wollten. Kissinger analysierte, wie die herkömmlichen Mächte eine revolutionäre Nation in ein System der Balance einzugliedern verstanden, in ein Machtgleichgewicht, das Europa bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs ein Jahrhundert überwiegenden Friedens brachte. Die Idee der Balance, die Unterscheidung zwischen konservativen und revolutionären Mächten sollten fortan Kissingers Denken bestimmen.

### Schlacht der Geschlechter

Kissinger beherrschte die Kunst, einflussreiche und mächtige Menschen zu beeindrucken, für sich einzunehmen. Er war ein genialer Architekt seiner eigenen Karriere. War er ein Blender? Jedenfalls schaffte er es immer wieder, selbst mit seinen Irrtümern durchzukommen. Er muss schon als dreissigjähriger Aufsteiger jene glamouröse Ausstrahlung gehabt haben,



«Intuition der Freiheit»: im Zweiten Weltkrieg.



«Tricky Dicky»: mit Nixon (l.), 1974.



Absturz in einen ungewinnbaren Dschungelkrieg: Schlacht von Khe Sanh, Vietnam, 1968.

die schamanenhafte gedankliche Intensität durch Selbstironie erträglich macht. Kissinger ist ein Meister bühnenreifer Einzeiler und Aperçus auch ausserhalb seiner Fachgebiete: «Um einer Sache absolut sicher zu sein, muss man entweder alles darüber wissen oder nichts.» Ein anderer berühmter Satz lautet: «Jeder Erfolg kauft dir nur ein Eintrittsticket zu einem noch viel schwierigeren Problem.» Oder: «Macht ist das definitive Aphrodisiakum.» Sein bester Spruch, schreibt Ferguson, könnte von Woody Allen stammen: «Niemand wird je die Schlacht der Geschlechter gewinnen. Es gibt einfach zu viel Verbrüderung mit dem Feind.»

### Schmutzige Manöver

Die fiebrigen sechziger Jahre brachten den Durchbruch. Kissinger wurde als freier Berater ins Team von Präsident John F. Kennedy geholt. Nach Kennedys Ermordung blieb er im Umfeld von Kennedys Nachfolger Lyndon Johnson, einem bärbeissigen Texaner und anscheinend handfesten Alkoholiker, der, wie er sich ausdrückte, seinen Widersachern am liebsten höchstpersönlich die «Eier abschneiden» wollte. Ferguson ist überzeugt, dass die Trinkerei Johnsons ein wesentlicher Grund für die von ihm betriebene Eskalation des Vietnamkriegs gewesen sei. Man muss an dieser Stelle festhalten, dass auch der heiliggesprochene Kennedy massive schmutzige Manöver autorisiert hatte, unter anderem die Ermordung des südvietnamesischen Präsidenten Diem, der eigentlich ein Verbündeter Washingtons gewesen war.

Den Absturz in einen ungewinnbaren Dschungelkrieg leitete schliesslich Johnson

durch Bombergeschwader und Bodentruppen 1965 ein. Kissinger war zwar wie die grosse Mehrheit der Amerikaner dafür, dass man den befreundeten Südvietnamesen gegen die angreifenden nordvietnamesischen Kommunisten half. Aber er sah auch als einer der Ersten, dass die USA in diesem Guerillakrieg auf verlorenem Posten standen. Es galt schon bald, einen einigermaßen ehrenwerten Ausstieg aus der Blutmühle zu finden. Man staunt, wie früh sich die Beteiligten darin einig waren, dass sie sich in ein aussichtsloses Unterfangen manövriert hatten. Ferguson allerdings zeigt

### Was die Leute als Versagen deuten, könnte die Verhinderung eines grösseren Unglücks gewesen sein.

auf, dass noch 1968 eine Mehrheit der Amerikaner gemäss Umfragen für eine Weiterführung, ja sogar eine Intensivierung des Vietnamkriegs war. Umso heftiger fiel später die Ernüchterung aus.

Auch hier gelingen Ferguson plausibel scheinende Gedankenführungen und Erklärungen, die Kissingers Positionen fassbar machen. Der Idealist wurde zusehends Realist. Kissinger war klar, dass es mit Vietnam nichts wurde. Aber er erkannte auch deutlich, dass ein Davonrennen unabsehbare Nebenwirkungen haben würde. Was würden die Alliierten denken, wenn die Amerikaner einen Verbündeten einfach so im Stich liessen? Würde ein Eingeständnis amerikanischer Schwäche in Peking und Moskau noch mehr Appetit auf



Länder und Territorien wecken? Kissinger dachte in Alternativen. Möglicherweise war eine Weiterführung des Vietnamkriegs bei allem Unheil weniger schlimm als ein Aufgeben, dessen Folgen noch im Dunkeln lagen.

Politik ist für Kissinger ein tragisches Geschäft, weil der handelnde Politiker notwendigerweise seine Unschuld verliert. Was die Leute als Versagen deuten, könnte in Wahrheit die Verhinderung eines noch weit grösseren Unglücks gewesen sein. Hätte der Kapitän der «Titanic», anstatt dem Eisberg auszuweichen, diesen frontal gerammt, wäre sein Schiff nicht untergegangen, aber schwerbeschädigt und mit ein paar Toten im Hafen angekommen. Niemand hätte dem Kapitän für die Verhinderung einer Katastrophe gedankt, die man sich nicht vorstellen kann, weil sie nicht eintrat. Handelnde müssen meistens zwischen schlechten und noch schlechteren Varianten wählen.

### Nixon, erster Akt

Ferguson schliesst seinen ersten Band im schrecklichen Jahr 1968, als die Studentenproteste weltweit tobten und Politikerermorde in den USA fast Alltag wurden. Mit hauchdünnem Vorsprung sicherte sich Richard Nixon – «Tricky Dicky» – die Präsidentschaft. Er verpflichtete Kissinger, der Nixon stets kritisiert hatte, als neuen Sicherheitsberater. Es war eine Sensation. Die Umstände aber gaben zu reden. Hat Kissinger als Mitarbeiter der Johnson-Administration dem Republikaner Nixon Geheiminformationen aus den Vietnam-Verhandlungen zugesteckt, um ihm Vorteile in den Wahlen zu verschaffen? Hat sich Kissinger so bei Nixon eingekauft? Das behaupten bis heute Kissingers Kritiker.

Ferguson wehrt ab. Zwar habe sich Kissinger tatsächlich machtbeffissen in Stellung gebracht, allerdings auch bei Nixons knautschgesichtigem Herausforderer Hubert Humphrey. Der flexible Intellektuelle tanzte auf mehreren Hochzeiten, und womöglich ist das selbstlose Bild, das Ferguson hier liefert, etwas gar weichgezeichnet. Doch lassen wir das spröde Moralisieren. Dies ist ein herausragendes, kluges Buch, das nur dann und wann darunter leidet, wenn Ferguson seinen Lesern in überlangen Kapiteln beweisen möchte, dass er mindestens so windungsreich und raffiniert denken könne wie der von ihm beschriebene Politiker.

Am Ende des ersten Bandes sagt der 45-jährige Kissinger zu seinem Freund und Verleger Lord Weidenfeld: «Bereits ein paar wenige Jahre neben dem Zentrum der Macht haben mir gezeigt, was ich noch alles lernen muss, um wirklich zu verstehen, wie Politik gemacht wird.» Die Jahre mit Nixon sollten äusserst lehrreich werden.

Niall Ferguson: Kissinger. 1923–1968: The Idealist. Penguin, 2015

Weltwoche Nr. 09.16  
Bild: Photopress-Archiv (Keystone)

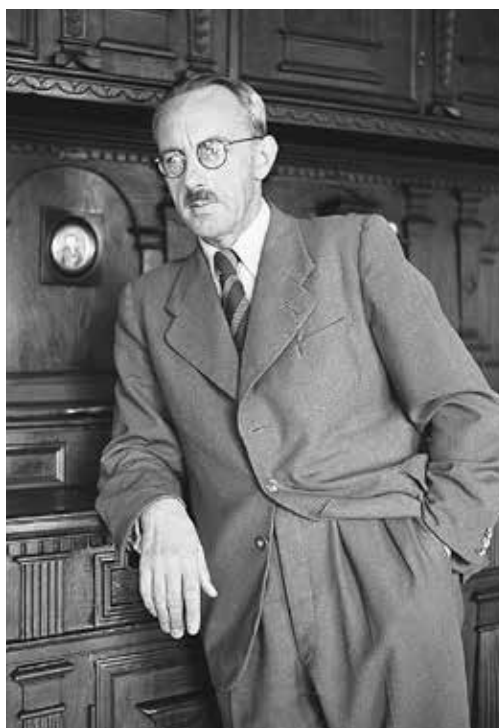
## Schweizer Klassiker

# Gnade der Begrenzung

Der «Schweizerspiegel» von 1938 war Meinrad Inglin erfolgreichstes Werk. Bis heute fasziniert die helvetische Variation einer Familiensaga. Die Ammanns spiegeln die kleinen Seufzer in der Schweiz vor dem grossen Stöhnen Europas. Von Christoph Mörgeli

Dieser Raum ist ihm zugewiesen. Diese begrenzte Sphäre wird ihm gerecht, sie ist sein Teil, hier hat er genug zu sehen, zu fühlen und zu schreiben. Meinrad Inglin blieb seiner Herkunft beharrlich treu: Schwyz, Inner- schweiz, Schweiz. Damit war er bei vielen Zeitgenossen, die sich für die ganze Welt zuständig fühlten und doch nirgendwo Verantwortung trugen, rasch als unmodern abgetan. Meinrad Inglin diente während der Grenzbesetzung des Ersten Weltkriegs als Offizier. Ohne diese prägende Erfahrung hätte er seinen «Schweizerspiegel» nicht schreiben können, der als Monument der geistigen Landesverteidigung missverstanden wurde und erst in neuerer Zeit gerade in seiner Begrenzung als besonders weltläufig gilt.

Der sachlich und schnörkellos geschriebene politische Roman spielt zwischen den Kaisermanövern von 1912 und dem Generalstreik von 1918. Er handelt von der näheren und weiteren Familie des liberalen Juristen, Nationalrats und Obersten Alfred Ammann und seiner resoluten, aber durchaus humanitär gesinnten Frau Barbara. Der grossbürgerlich lebende Stadtzürcher ist der zunehmend verunsicherte Vertreter einer Schützenfest-Rhetorik von gestern. Sein Bruder Robert betreibt das Bauerngut der Ahnen und wechselt vom Freisinn



Einheit in der Vielfalt: Autor Inglin, 1943.

ins Lager der jungen Bauernpartei, die dem Sozialismus wie dem Kapitalismus misstraut.

### Beruhigung in der Rückbesinnung

Komplizierend kommt Ammanns Schwager Gaston Junod ins Spiel, Professor für Romanistik an der Universität Zürich, der die Frankophonie der Romands vertritt. Sohn Severin Ammann ist Journalist und bekennt sich zum deutschfreundlichen, schliesslich reaktionären Lager. Sein sensiblerer Bruder Paul, studierter Philologe, freundet sich im Militärdienst mit den sozialistischen und pazifistischen Ideen der Arbeiter an. Der jüngste Sohn, Fred, wechselt von der Jurisprudenz zu den Naturwissenschaften; er vertritt mit Cousin René Junod eine mittlere Linie der Vaterlandsliebe und tritt mehr und mehr ins Zentrum des Geschehens, während Schwester Gertrud sich von den gängigen Konventionen befreit und aus ihrer gefühlkalten Ehe mit dem Berufsoffizier Hartmann ausbricht.

Es gibt im «Schweizerspiegel» keinen einzelnen Romanhelden. Schon gar nicht heldenhaft sind hohe Militärs, die ihre schneidige Männlichkeit mit unmenschlichem Drill und stumpfen Saufgelagen beweisen wollen. Am heldenhaftesten sind jene Genannten und Namenlosen, welche die Strapazen des Dienstes mit der Traurigkeit des Soldaten ertragen.

Die vielen dargestellten Konflikte finden keine Befriedung, aber eine gewisse Beruhigung in der Rückbesinnung auf die reiche Tradition des Landes, die gemeinsam überstandene Geschichte und die nationale Einheit in der Vielfalt. Mehr noch aber bildet den gangbaren Weg aus der Krise die schweizerische Fähigkeit zur Versöhnung im Kompromiss, die Ammanns Schwager Bosshart im Ton der Zeit treffend als «rechtzeitigen Gefechtsabbruch» bezeichnet.

Geschickt verwebt Meinrad Inglin den Wechsel der Einzelschicksale mit dem grossen Gang der Weltgeschichte. Er tut es bei aller Faktentreue als Dichter, nicht als Chronist. Wer wissen möchte, wie sich unser Land vor hundert Jahren in eine Kompromissdemokratie wandelte, findet in diesem Roman mehr Antworten als in den meisten Geschichtsbüchern – ein wohlwollend gerechtes Urteil.

Meinrad Inglin: Schweizerspiegel. Limmat. 904 S., Fr. 49.95

## «Weshalb hält man uns für Intellektuelle?»

Im vorarlbergischen Hohenems, gleich hinter der Schweizer Grenze, lebt der Schriftsteller Michael Köhlmeier, der vor zwei Jahren mit einem brillanten Roman über Churchill und Chaplin die Literaturwelt begeisterte. Jetzt legt er mit einer neuen Erzählung nach. *Von Rico Bandle*

Es ist Samstagmittag, in den Nachrichten wird vom Tod Umberto Ecos berichtet, auf der Hauptstrasse zwischen Diepoldsau und Hohenems stauen sich die Autos in beide Richtungen. Auf der einen Seite warten jene, die in Österreich einkaufen wollen, auf der anderen die, welche es bereits hinter sich haben. Der Alte Rhein bildet die Landesgrenze, die Brücke darüber ist nach Paul Grüninger benannt, jenem St. Galler Grenzbeamten, der vor dem Zweiten Weltkrieg jüdische Flüchtlinge heimlich über die Grenze liess und ihnen so das Leben rettete.

**Herr Köhlmeier, Sie wohnen einen Steinwurf von der Schweizer Grenze entfernt, Ihr berufliches Leben ist jedoch nach Wien ausgerichtet, auch in Deutschland sind Sie bekannter als in der Schweiz. Ist dies Ausdruck einer Entfremdung zwischen dem Vorarlberg und der Schweiz?**

Österreich ist ganz zentralistisch. Und hier in Vorarlberg weiss man wenig über die Schweiz, obschon ich in zehn Minuten zu Fuss an der Schweizer Grenze bin. Wenn ich die Leute hier fragen würde: «Wie schaut das politische System der Schweiz aus?», wüsste niemand eine Antwort. Die Schweiz war lange der beneidete, erfolgreiche Bruder, den man natürlich auch ein bisschen hasst. Wir fühlen uns noch immer zurückgewiesen; nach dem Ersten Weltkrieg sprach sich ja bei einer Volksabstimmung eine überwiegende Mehrheit der Vorarlberger für einen Beitritt zur Schweiz aus, die Schweizer wollten uns aber nicht. Es ist immer ein gespanntes Verhältnis zur Schweiz gewesen hier, früher mehr noch als heute.

**Aber alle Schweizer wollen jetzt hier einkaufen.**

Als ich jung war, war es genau umgekehrt. Wir sind immer zum Einkaufen in die Schweiz gefahren. Vor allem für Zigaretten.

**Kommen wir zur Literatur. In Ihrem wunderbaren Buch «Zwei Herren am Strand» haben Sie die zwei Jahrhundertfiguren Winston Churchill und Charlie Chaplin zu Verbündeten gemacht. Wie kommt man auf so etwas?**

Die beiden haben immer eine grosse Rolle gespielt für mich. Churchill über meinen Vater, der Historiker war. Mich reizt vor allem das Spannungsfeld Churchills: Einerseits ruft er Abwehrreflexe hervor,

zum Beispiel durch seinen absoluten Sozialistenhass, andererseits Bewunderung, etwa in seiner Konsequenz im Kampf gegen Hitler. Und Chaplin war für mich immer Vorbild dafür, wie man Geschichten erzählt: Bei ihm vereinen sich Tragödie und Komik, niemand hat dies so genial geschafft wie er mit seiner Kunstfigur, dem Tramp. Dass sich Churchill und Chaplin immer wieder getroffen haben, ist bekannt, das ist keine Erfindung von mir.

**Churchill und Chaplin litten beide unter Depressionen, das ist auch das zentrale Motiv Ihres Romans.**

Eine weitere Gemeinsamkeit war ihr Kampf gegen Hitler. Sonst hatten sie keine Berührungspunkte, man kann sich unterschied-

**«Churchill war nah am Wasser gebaut, hat bei jeder Gelegenheit geheult.»**

liche Personen nicht vorstellen: Chaplin kam aus der untersten Unterschicht und war ein Linker, Churchill kam aus der Oberschicht und war erkonservativ. Ich war ganz beseelt von der Idee, einen Roman über deren Begegnungen zu schreiben.

**Mussten Sie sich zuerst mit Churchill veröhnen?**

Das war nicht nötig, es ist ja gerade die Widersprüchlichkeit, die mich so an ihm fasziniert. Als Jugendlicher hat man Vorbilder, bei denen man nur nickt, später ist das anders, gerade die Reibung zieht einen an. Aber es ist schon so: Ich bin in den Roman eingestiegen mit einer grossen Liebe zu Chaplin, gegenüber Churchill hingegen war es nicht Liebe, sondern intellektuelle Bewunderung, für seine Kreativität, für seine Männlichkeit. Im Laufe der Arbeit hat sich dies gewandelt.

**Sie haben Churchill zu lieben begonnen?**

Er ist mir ganz nahegekommen, auch in seiner Weichheit, wie er zu seiner Familie war. Während ich bei Chaplin rasch gemerkt habe, dass man einem Irrtum aufsitzt, wenn man den Tramp für Chaplin nimmt. Chaplin war äusserst geschäftstüchtig, ein überstrenger Vater, das hat alles nur wenig mit der Kunstfigur des Tramps zu tun. Churchill war das Gegenteil, den Kindern gegenüber war er eher zu weich, ausserdem war er nah am Wasser gebaut, hat bei jeder Gelegenheit geheult.

**Wenn man sich als Romancier an solche Figuren der Weltgeschichte wagt, so ist die Absturzgefahr gross.**

Das machte mir keine Angst. Sich im Als-ob aufzuhalten, im Konjunktivischen, das ist der Beruf des Schriftstellers. Das Wort Roman auf dem Buchdeckel ist wie ein magisches Schild, das mich schützt. Allein dass ich so grosse Figuren nehme und sie etwas sagen lasse, also dass ich Anführungszeichen setze, mag für manche Leute als Anmassung erscheinen. Ich aber denke beim Schreiben nicht an die Veröffentlichung, ich habe fast bis zum Schluss die Option, das Buch zurückzuziehen. Die Angst kommt erst, nachdem ich das Manuskript abgegeben habe und keinen Einfluss mehr darauf habe.

**Es muss doch einen Unterschied geben, ob man einen Roman über Personen schreibt, die real existiert haben, oder ob alles fiktiv ist.**

Churchill und Chaplin habe ich beim Schreiben auch auf eine gewisse Weise zu fiktiven Figuren gemacht. Sonst wäre ich Historiker. Die Autoren sind ehrlicher als die Historiker: Wir sagen: «Es könnte so gewesen sein», während der Historiker sagt: «Es war so.»

**Ist der Schriftsteller nicht doch auch eine Art Hochstapler?**

Das kann man so sehen. Mich beschäftigt vor allem: Weshalb haben Schriftsteller ein solch hohes Ansehen in der Gesellschaft? Weshalb schliessen so viele Menschen aus der Tatsache, dass jemand ein Buch schreibt, dass er auch etwas Wichtigeres über die gegenwärtige politische Situation zu sagen hat als zum Beispiel ein Bäcker? Ich bin schon von x Zeitungen gefragt worden, ob ich etwas zur Flüchtlingsproblematik sagen könne. Weshalb hält man Schriftsteller automatisch für Intellektuelle? In der Realität ist es doch so, dass, wenn in einem Buch zu viel reflektiert wird, es dem Leser rasch Missvergnügen bereitet. Thomas Mann ist da eine Ausnahme, aber meistens bin ich als Leser verstimmt, wenn ich das Gefühl habe, dass der Schriftsteller mich in seinem Buch zu einer moralischen oder politischen Position hinführen will.

**Wenn sich Künstler in den politischen Kampf stürzen, wie zuletzt in der Schweiz gegen die Durchsetzungsinitiative, so stört Sie das?**

Nein, überhaupt nicht, das mache ich ja auch. Aber ich tu das als Bürger, als politi-



«Autoren sind ehrlicher als Historiker»: Michael Köhlmeier mit Gattin Monika Helfer.

scher Mensch, so wie andere auch. Das sollte man aber von der künstlerischen Arbeit trennen.

**Wehren Sie sich deshalb dagegen, dass man Ihren neuen Roman, «Das Mädchen mit dem Fingerhut», als Flüchtlingsroman bezeichnet?**

Ich akzeptiere, dass er so gelesen wird. Geschrieben habe ich ihn aber 2014, also bevor die Flüchtlingswelle da war. Das Wort Flüchtling kommt im Buch gar nicht vor.

**Es geht um ein sechsjähriges, fremdes Mädchen, allein in einer europäischen Grossstadt.**

Die Idee zur Geschichte ist zwanzig Jahre alt. Inspiration dafür war ein Buch über sogenannte Wolfskinder im Baltikum nach dem Zweiten Weltkrieg. Es gab damals mehrere tausend Kinder, die planlos und ohne Eltern herumgeirrt sind. Auch etwas von Huckleberry Finn, einer meiner absoluten Lieblingsfiguren, steckt in dem Buch drin.

**Im Roman kommt einerseits die Nicht-integrierbarkeit dieser Kinder zum Ausdruck, andererseits auch die Doppelmoral der Gesellschaft, die sich nur um die Minderjährigen sorgt, solange sie klein und herzlich sind.**

Das ist Ihre Interpretation. Die Geschichte hat Anklänge an Märchen, nicht nur durch den Titel, sondern auch durch die Frau, die das fremde Mädchen aufnimmt und einsperrt. Sie ist wie die Hexe in «Hänsel und Gretel». Das Hexenhaus im Wald ist ja so etwas wie ein falsches Paradies, sogar mit Lebkuchen bedeckt. Das Mädchen haut dann ab. Zu glauben, ein obdachloses Kind wachse im Elend ohne jegliches Lachen auf, ist ein Irrtum. Kinder nehmen eine Situation so hin, wie sie ist; nur aus unserer Perspektive sind sie bedauernswert. Für mich ist die Lage des Mädchens keineswegs hoffnungslos, wie das gewisse Kritiker geschrieben haben. Für mich hat es am Ende sein Glück gefunden.

**Heute sind ja apokalyptische Szenarien gross in Mode, gerade auch aufgrund der Flüchtlingskrise. Sie scheinen ein Optimist zu sein.**

Ich kann mir in meinem Seelenzustand einen zynischen Pessimismus nicht leisten. Ich glaube, der zynische Pessimismus ist ein Jammern auf hohem Niveau. Vor kurzem hat mir ein Mann, mit dem ich aufgewachsen bin, gesagt: «Es kann wirklich nicht so weitergehen!» Ihm fehlt materiell nichts, es geht ihm wirklich gut, besser, als

er es sich in der Jugend je gedacht hätte. Und trotzdem ist dieser Pessimismus da, diese eigenartige Angst. Das ist mir rätselhaft.

**In einer Kolumne im österreichischen Nachrichtenmagazin Profil haben Sie geschrieben, dass es die Langeweile sei, die hinter dem Übel stecke.**

Uns fehlt heute die Perspektive. In meiner Jugend ging es immer nur aufwärts. Irgendwann hatten wir ein Radio, dann kam der Fernseher, dann die Waschmaschine, dann das Auto. Der Fortschritt war greifbar. Heute ist er das nicht mehr. Es ist wie bei älteren Menschen, für die irgendwann die Zukunft nur noch der Raum ist, der ihnen im Leben übrigbleibt, und nicht mehr der Raum, in dem Fantasien entwickelt werden. In diesem Augenblick hört die Zukunft auf, inspirierend zu sein. Ich habe das Gefühl, dass dies heute bei uns eingetreten ist. Wir sind «wunschlos unglücklich», wie dies Handke so brillant formuliert hat. Ich glaube, hier setzt die Langeweile ein. Und die Langeweile ist der Gemütszustand, der am meisten Sprengstoff enthält.

**Ist die Langeweile auch der Grund, weshalb schräge Vögel wie Donald Trump in der Politik Erfolg haben?** >>>

Ich muss zugeben: Wenn ich die Wahl hätte, entweder eine Rede von Donald Trump oder von Hillary Clinton hören zu gehen, würde ich selbstverständlich zu Trump gehen, weil der Unterhaltungswert einfach grösser ist. Was nicht heisst, dass ich ihn auch wählen würde.

**Apropos Unterhaltungswert: Ihre freien Nacherzählungen von Mythen und Märchen im österreichischen Radio sind ein Riesenerfolg. Auch Ihre Bücher lesen sich in einem Fluss, sie sind frei von unnötigem Schnörkel, sind in einer schlichten, schönen Sprache geschrieben. Ist ein gutes Buch so verfasst, wie man es auch mündlich erzählen würde?**

Ich habe den Duktus der mündlichen Erzählung sicher in meinen Büchern drin. Ich lese meine Manuskripte jeweils meiner Frau laut vor. Wenn etwas nicht gut klingt, dann muss ich es überarbeiten.

---

**«Langeweile ist der Gemütszustand, der am meisten Sprengstoff enthält.»**

---

Wichtig ist: Der Leser muss sich an der Hand genommen fühlen, genauso wie der Zuhörer. Ich selber denke mir die Geschichten immer erst beim Schreiben aus. Wie bei Kafkas Parabel «Der Aufbruch», in der jemand davonreitet und dabei immerzu gerade die Landschaft entwirft, durch die er reitet. Das Schreiben ist für mich ein Abenteuer wie für den Leser – ich weiss genauso wenig wie er, wohin die Reise führt. Der Idealzustand ist, wenn Leser und Autor dadurch im Akt des Lesens zusammenschmelzen.

**Deshalb auch Ihre Faszination für die Mythen, die ja ursprünglich mündlich überliefert wurden?**

Genau. Die Mythen waren allgemein bekannt. Gute Rhapsoden wie Homer fesselten die Zuhörer, indem sie den alten Geschichten neue Aspekte abrang. Das ist genau das, was ich mit Churchill und Chaplin gemacht habe. Die beiden Persönlichkeiten sind für das 20. Jahrhundert inzwischen mehr als nur historische Figuren. Sie haben ein Bein bereits im Mythos. Und das ist das Interessante an ihnen.

Michael Köhlmeier: Das Mädchen mit dem Fingerhut. Roman. Hanser. 139 S., Fr. 22.40  
Zwei Herren am Strand. DTV. 272 S., Fr. 14.90

## Literatur

# Rausch und Vergessen

---

**Die belgische Schriftstellerin Amélie Nothomb hat dank dem Schreiben die Kontrolle über das eigene Leben zurückgewonnen. Sie ist eines der aberwitzigsten Exempel dafür, dass Schreiben Therapie sein kann. Von Pia Reinacher**

---

Sie ist quecksilbrig und geistreich, überspannt und selbstironisch. Ihre medialen Auftritte sind jedes Mal von umwerfendem Unterhaltungswert, ihre Selbstinszenierung ist ebenso entwaffnend wie zwanghaft bis ins winzigste Detail kalkuliert. Amélie Nothomb, die in Brüssel und Paris lebende Schriftstellerin, Tochter einer belgischen Aristokratenfamilie, ist einer der prominentesten Stars im frankophonen Literaturraum – und das hat nicht nur mit den unzähligen Romanen und den gigantischen Auflagen zu tun, sondern auch mit ihrer irisierenden Persönlichkeit.

Man kann sie auf keine Kategorien festlegen. Wer den absurden Versuch unternähme, sie ein für alle Male beschreiben zu wollen, würde feststellen, dass sie immer auch das Gegenteil von allem verkörpert. Man hörte ihr selbst dann begeistert zu, wenn man keine Sekunde mit ihr einverstanden wäre – aus simpler Freude an ihrem grazilen, abgründigen, belustigenden Charme und ihrem blitzenden Humor. Kein Wunder, dass sie zum Dauerpersonal französischer Talksendungen gehört. Und wie sie sich da jeweils präsentiert, ist erheiternd und faszinierend. Schon äusserlich verkörpert sie das pure Selbststilierungsprinzip: Sie kleidet sich nicht, sie kostümiert sich, und zwar jedes Mal neu. Gerne trägt sie hohe, schwarze, phallokratische Hüte mit wippenden Federn. Überhaupt ist Schwarz ihre Lieblingsfarbe. Die Augen umrahmt sie am liebsten mit dicken Strichen, die Kleider sind schwarz wie die Nacht, meistens trägt sie dazu durchbrochene, dunkle Spitzenhandschuhe oder leicht snobistische Lederhandschuhe. Die Lippen sind feuerrot übermalt, die Haut blass gepudert.

### Zu keinem Zeitpunkt überfordert

Zu glauben, man hätte jetzt eine dominante, düstere Person vor sich, wäre allerdings grober Irrtum: Den martialischen Kleiderauftritt unterläuft Amélie Nothomb sogleich mit einer altklugen, ausgelassenen Fröhlichkeit – ein richtiges Kind ist sie –, und diese Mischung lässt niemanden indifferent. Spitzbübisch pariert sie in Debatten jede noch so angriffige Frage. In eine Falle locken kann man sie nicht. Dazu ist sie zu geistesgegenwärtig und zu intelligent. Versucht einer, sie aufs Glatteis zu führen, wechselt sie ausgelassen zum Gegenangriff. Überfordert ist sie zu keinem Zeit-

punkt. Im Gegenteil: Sie geniesst offensichtlich Provokationen. Diese scheinen Nothomb regelrecht zu beleben, gutgelaunt kann sie ihre Kampfeslust unter Beweis stellen.

Amélie Nothomb schreibt Bücher am Laufmeter: dünne, federleichte, aber nicht leichtgewichtige Romane. Jedes Jahr, pünktlich zur Eröffnung der literarischen Saison in Frankreich, erscheint eines ihrer Werke. Ihre Publikationsliste ist unermesslich, und allein in der Schublade, lässt sie verlauten, stapelten sich vierzig weitere Manuskripte. Eben ist auf Deutsch ihr neuestes Buch erschienen, «Die Kunst, Champagner zu trinken». Es ist ein leichtfüssiges Werk um die Freundschaft zweier ungleicher Frauen. Amélie und Pétronille, beides Schriftstellerinnen, suchen den Rausch und das Vergessen.

Kennengelernt haben sie sich unter Umständen, die einer ausgeklügelten Versuchsanlage gleichen. Die 30-jährige aristokratische Amélie benutzt jeweils ihre Signierstunden in den Buchhandlungen, um eine Freundin zu finden und ihrer Einsamkeit zu entkommen. Sie selbst nennt Signieren eine passive Jagd mit dem Ziel, jemanden auf dessen Eignung als Saufkumpanin zu prüfen. Dieses Mal hat sie Glück. Sie trifft auf die kur-

---

**Schreiben ist für Amélie Nothomb eine imposante Angstvernichtungsmaschine.**

---

zangebundene Pétronille Fanto, eine androgyne Person, aus der Pariser Banlieue stammende 22-jährige Studentin, Tochter von Kommunisten. Mit ihr hat Amélie zuvor schon seit längerem in Briefkontakt gestanden. Als sie ihr nun leibhaftig begegnet, ist sie einen Moment überrascht. Die jüngere Frau ist der akkuraten Amélie in keiner Art unterlegen. Mit einem Blick so scharf wie Chili beobachtet die Studentin die bereits Arrivierte, und zwar so unbeeindruckt, als ob sie Material für eine Tierdokumentation sammeln würde. Amélie Nothomb erzählt die prekäre Geschichte zweier Frauen, die von jetzt an die Dämonen des Lebens mit gemeinsamen Rauschorgien vertreiben und sich dabei auf einen komplizierten Weg der Freundschaft und der Selbstfindung machen.

Dass auch «Die Kunst, Champagner zu trinken» mit so vielen Versatzstücken aus



*Leichtfüßiges Werk:* Amélie Nothomb.

Nothombs eigener Biografie angereichert wird, macht den Roman zur spannenden Schnitzeljagd, deren Spur mitten in das komplexe Leben der belgischen Autorin führt. Autobiografische Partikel findet man nämlich in all ihren Büchern – allen voran im Erstling «Die Reinheit des Mörders» (1994), in «Mit Staunen und Zittern» (1999), «Biographie des Hungers» (2004) oder «Blaubart» (2012).

### **Versöhnung von Körper und Seele**

Würde man die Einzelteile als Puzzle zusammensetzen, entstünden die Konturen eines heillosen Lebens, das geprägt ist von Trennungsschmerz, Beziehungsnot und Selbsttherapie. Nothombs Vater ist ein belgischer Diplomat und Spross einer grossbürgerlichen Politikerfamilie, die in den Adelsstand erhoben wurde. Die ersten fünf Jahre lebt Amélie in Japan, danach in China, New York, Myanmar und Laos. Als man sie mit fünf ihrer japanischen Nanny entreisst, die sie wie eine Mutter liebt, wird sie nachhaltig traumatisiert. Sie realisiert, dass sie jederzeit alles verlieren könnte, und beschliesst, sich alles zu merken. Mit dreizehn fängt sie an, nichts mehr zu essen. Mit fünfzehn begreift sie, dass sie wegen ihrer Magersucht sterben könnte. Da ereignet sich ein miraculöser Prozess. Körper und Seele trennen sich voneinander. Ihr Körper entscheidet, wieder zu essen. Die Seele allerdings steht in ständigem Krieg damit. Da Amélie Nothomb unter chronischer Schlaflosigkeit leidet, beginnt sie jetzt jeweils ab zwei Uhr morgens wie süchtig zu schreiben, stundenlang, bis zum Exzess. Und allmählich, im Prozess des Schreibens, kommt es zu einer Annäherung und Versöhnung von Körper und Seele.

Die belgisch-französische Schriftstellerin verkörpert damit eines der aberwitzigsten Exempel dafür, dass Schreiben Therapie sein kann. Indem sie alles protokolliert, «sich merkt» und zu Literatur gerinnen lässt, hat sie die Kontrolle über das eigene Leben zurückgewonnen. Die Verletzung heile jedes Mal ein bisschen, wenn sie wieder stundenlang geschrieben habe. Es ist ein Selbstimmunisierungsprozess gegen den Trennungsschmerz, ein Selbstverteidigungsakt gegen den Verlust, eine imposante Angstvernichtungsmaschine. Denn die Welten, die Amélie Nothomb in ihren Romanen ausbreitet, hat sie selbst geschaffen – keiner kann sie ihr nehmen. Mit diesem tollkühnen Lebensprojekt aber hat sie sich ganz nebenbei zu einer der originellsten Figuren auf der Bühne der aktuellen Literatur gemacht.

**Amélie Nothomb:** Die Kunst, Champagner zu trinken. Roman. Diogenes. 128 S., Fr. 28.90

# Retter der Witwen und Waisen

Die Thriller des amerikanischen Bestsellerautors John Grisham sind nicht frei von Sozialkitsch. Aber dennoch spannend.

Von Rolf Hürzeler

Ist der Mann ein *Spinnsocke* der schrägen Sorte? Oder doch eher ein knallharter Kämpfer für die Gerechtigkeit? Der fiktive Anwalt Sebastian Rudd setzt sich unermüdlich für die kleinen Leute ein. Nicht etwa in einer Kanzlei, sondern in seinem fahrbaren Büro, einem umgebauten Lieferwagen mit technischem Schnickschnack – Waffenarsenal inklusive. Anwalt Rudd ist der Robin Hood im neuen Thriller «Der Gerechte» des amerikanischen Autors John Grisham; das Buch erscheint diesen März.

Jahr für Jahr ein neuer Grisham. 23 Justizthriller hat der amerikanische Schriftsteller bis heute geschrieben, dazu kommen sechs Romane, ein juristisches Sachbuch und ein paar Jugendbücher. Der Mann verschwindet jeden Morgen in sein Büro im Provinznest Oxford des US-Bundesstaates Mississippi, um all die Geschichten aus dem Gerichtsmilieu niederzuschreiben, die er sich ausgedacht hat. Das Muster ist so einfach wie überzeugend: Kleine Leute sind in der amerikanischen Gesellschaft Tag für Tag die Opfer des Big Business. Sie kommen unrechtmässig unter die Räder und können sich nicht wehren. Ein unerschrockener Held des Rechts wie der Anwalt Rudd setzt sich für sie ein, denn er ist wie sein Erfinder Grisham von einem Gerechtigkeitsgefühl getrieben. «Rudd mag Versicherungsgesellschaften nicht, Banken oder andere grosse Gesellschaften. Zudem misstraut er jedem Regierungsheini», sagt Grisham über seine Romanfigur. Das ist eine Ideologie, die jeder versteht: Die Welt ist nicht, wie sie sein sollte, also muss man was dagegen tun.

## Pietistisches Elternhaus

Gegen 300 Millionen Bücher hat Grisham schon verkauft, die in alle möglichen Sprachen übersetzt wurden. Er gehört damit zu den Grossen der Branche wie Michael Crichton, James Patterson oder Ken Follett. Wie all diese Kollegen bringt er Bücher im Jahresrhythmus heraus – nur so kann man die Leserschaft an sich binden, haben Marketingleute herausgefunden. Grisham begann jedoch nicht wie andere aus Not, sondern aus Langeweile zu schreiben: Gerichtssäle hätten ihn angeödet, er habe sich nicht mehr für Leute einsetzen wollen, die ihn mit «langweiligen Fällen» nervten, sagte er. Also begann er frühmorgens zu schreiben und fand, wenig überraschend, für seinen ersten Roman, «Die Jury», lange Zeit keinen Verlag. Erst sein zweiter Thriller, «Die Firma», wurde

zu einem Erfolg. Ein junger, von Idealen be-seelter Anwalt lässt sich von einer renommierten Anwaltskanzlei einstellen – und erkennt zu spät, welche Charakterlumpen sich dort angeblich für das Recht einsetzen. Das entwickelte Grisham zu einer spannenden Geschichte, wobei die Plausibilität der Handlung nicht immer über jeden Zweifel erhaben ist. Er selber vergleicht sich übrigens nicht mit Crichton und Co., dafür mit Mark Twain, John Steinbeck und gar William Faulkner.

Der Gerechtigkeitsfanatiker Grisham ist ein schriller Vogel. Der Mann ist ein Südstaatler, ein Farmerssohn, der in einem pietistischen Elternhaus grossgezogen wurde, dessen Moralan-spruch er bis heute nicht entwachsen ist. Er ist Baptist geblieben, überzeugt davon, dass sich ein wahrer Christ erst als Erwachsener ernsthaft zum Glauben bekennen kann und die Taufe verdient. Das hat er in Brasilien auch schon zum Seelenheil der Einheimischen gepredigt.

Trotz seines religiösen Bekenntnisses wollte Grisham kein Berufsprediger werden. In jungen Jahren sah er sich vielmehr als profanen professionellen Baseballspieler. Doch der

## Grisham selbst vergleicht sich nicht mit Crichton und Co., sondern mit Twain, Steinbeck und Faulkner.

ortete seine Fähigkeiten bald im geistigen Muskelspiel und wandte sich dem Rechtsstudium zu. Grisham sieht mit seinen 61 Jahren wie ein Sonnyboy auf dem Spielfeld aus, gesunde Bräune im Gesicht, muskulöser Oberkörper und jenes amerikanische Zahnpastalächeln, das die Mitmenschen gleich bei der ersten Begegnung glücklich machen soll.

Gleichzeitig strebte er eine politische Karriere an und wurde mit 28 Jahren Abgeordneter für die Demokratische Partei im Parlament von Mississippi. Er bezeichnet sich noch immer als «gemässigten Demokraten», der einem Barack Obama zutiefst misstraut. «Er hat mich schwer enttäuscht», sagte Grisham dem linksliberalen *Guardian*. Dennoch habe er zweimal für Obama gestimmt, weil dieser die Interessen der kleinen Leute eher vertreten habe als die Republikaner. Diese Haltung deckt sich exakt mit Grishams schreiberischem Credo. Im Grunde glaubt er ohnehin nicht an das Establishment in Washington, D. C. Er ist vielmehr überzeugt, dass das Big Business das Land regiert und nicht

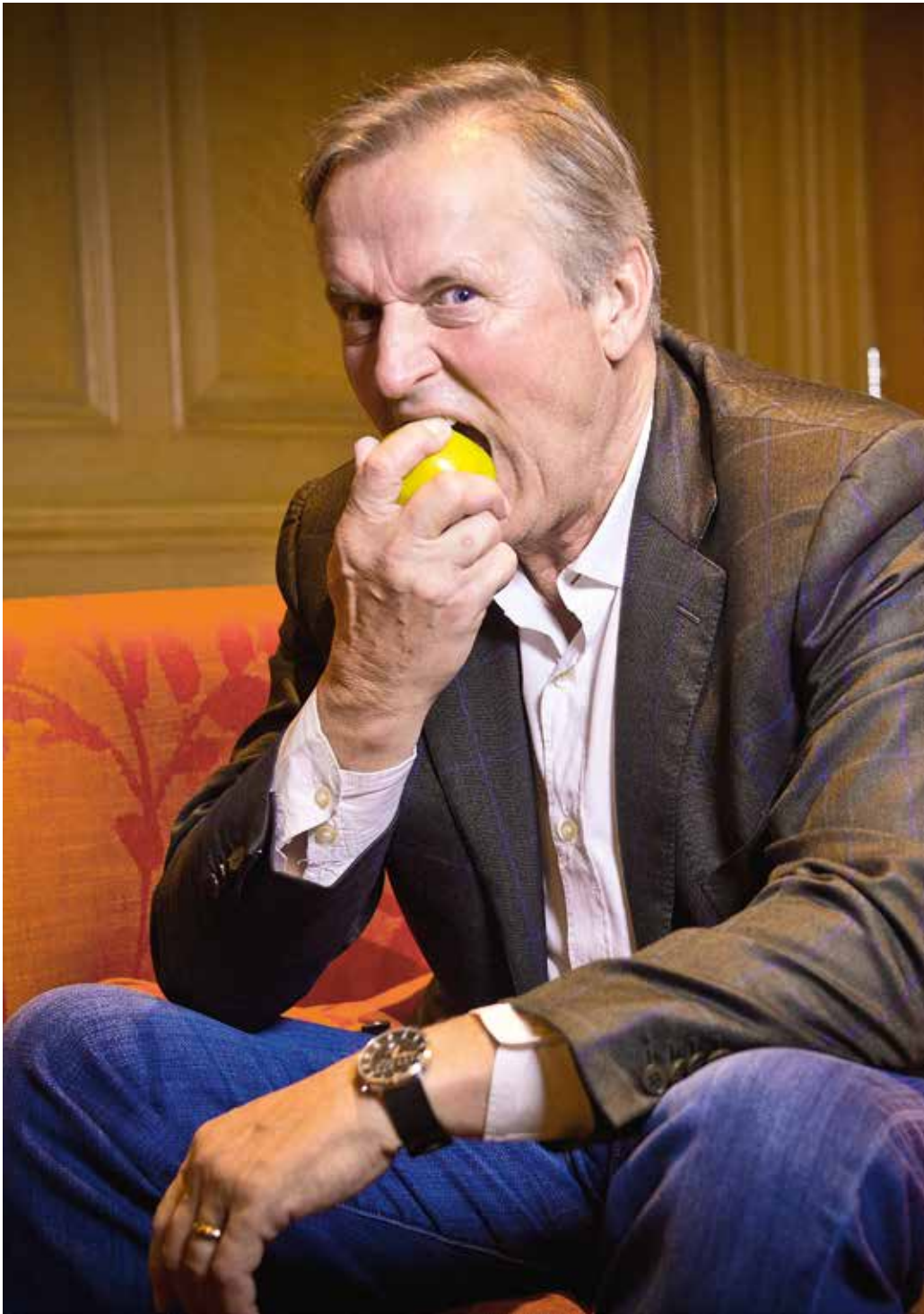
die Politik – insofern ist er eine Art Bernie-Sanders-und-Donald-Trump-Verschnitt.

«Die Bäume werden abrasiert, die Erde skalpiert», schreibt Grisham in seinem Roman «Anklage», der letztes Jahr erschienen ist. Er beschreibt darin, wie Kohleminengesellschaften in den Appalachen die Umwelt zerstören und Tausende von Arbeitern giftigen Chemikalien aussetzen. Die junge New Yorker Anwältin Samantha Kofer will sich für die Rechte der Opfer einsetzen. Diese Heldin ist ein gebranntes Kind: Ihre Renommierkanzlei setzte sie «am Tag zehn nach dem Zusammenbruch von Lehman Brothers» in Downtown Manhattan auf die Strasse. Das System schlägt überall zu in der Wall Street oder im Hinterland von Virginia, und deshalb muss Samantha Kofer in Virginia bald um ihr Leben fürchten.

Grisham ist ein politisch denkender Kopf. So möchte man jedenfalls meinen. Mit seiner Erfahrung als Abgeordneter müsste er das Spiel der politischen Kräfte kennen – tut er aber nicht. Vor zwei Jahren propagierte er im *Daily Telegraph* niedrigere Strafen für Kinderporno-Konsumenten. Das ist nun exakt das richtige Engagement, um sicherzugehen, dass sich die Jauche von links bis rechts hektoliterweise über einen ergiesst. Grisham, ziemlich naiv, führte das Beispiel eines Freundes an, der angeheitert zu später Stunde «irrtümlicherweise eine Kinderporno-Site anklickte». Dummerweise hatte es sich dabei um ein Lockvogelangebot der Bundespolizei gehandelt, der Freund kassierte drei Jahre Knast. Zu Recht, wie es im Anti-Grisham-Protest unisono hiess, in den Leserbriefspalten und vor allem im Internet. Der Schriftsteller erkannte, wiewohl etwas spät, dass ihn sein Verständnis für den irrtümlich klickenden Freund etliche Leser kosten könnte, und gab in einer Pressemitteilung ein Bekenntnis zur Solidarität mit sämtlichen Kindern dieser Welt ab.

## Erleuchtung in der Todeszelle

Die Episode wird Grisham allerdings nicht wirklich mitgenommen haben. Der Mann liebt nämlich öffentliche Auseinandersetzungen. So veranstaltete er ein tolles Tamtam, als die Gefängnisverwaltung von Guantánamo seine Bücher aus der Knastbibliothek verbannte. Die Oberen befürchteten offenbar, dass sich der eine oder andere Insasse nach der Lektüre von Grishams Sozialexkursen darin bestätigt sehen könnte, dass die USA kein Paradies auf Erden sind, was einer erfolgreichen Rehabilitation hinderlich wäre. Grisham wäre nicht Grisham, wenn er sein «J'accuse» nicht gleich in eine süffige Geschichte über einen Marokkaner gepackt hätte, der angeblich nur deshalb einsass, weil ihn die Amis in Afghanistan in einem Gasthaus aufgegriffen hatten, das von Taliban-Sympathisanten geführt wurde. Dieser Mann entdeckte in Guantanamo sein Herz für Grisham-Romane,



«Die Erde wird skalpiert»: John Grisham.

wurde aber von der Gefängnisverwaltung umgehend auf literarischen Entzug gesetzt.

Im neuen Roman «Der Gerechte» nimmt sich der einsame Wolf Sebastian Rudd in seinem schussicheren Lieferwagen eines hoffnungslosen Falls an. Ein retardierter Randständiger von achtzehn Jahren ist angeklagt, in einem Provinznest zwei junge Frauen sadistisch ermordet zu haben. Der Jugendliche macht einen denkbar schlechten Eindruck bei den Einvernahmen. Rudd ist als einziger Anwalt bereit, diesen Angeschuldigten zu verteidigen. Er ist von der Unschuld des Jugendlichen überzeugt, im Gegensatz zur Justiz, die mit der Todesstrafe winkt. Nach und nach sieht sich Rudd in einen Mehrfrontenkrieg verwickelt, in dem ihm ein

Serienkiller und vor allem die Polizei das Leben schwermachen. Genau so, wie es sich ein unermüdlicher Kämpfer für Recht und Gerechtigkeit wünscht.

Todesstrafe? Wie so mancher Südstaatler war Grisham lange Jahre von ihrer abschreckenden Wirkung überzeugt. Bei einem Besuch in einer Todeszelle mit einem Priester erlebte er indes eine Erleuchtung und erkannte, dass Hinrichtungen keine so gute Idee sind. Seither zieht er in der Öffentlichkeit alle Register, um gegen sie anzukämpfen – ganz im Sinn seines Images als Retter der Witwen und Waisen.

John Grisham: Der Gerechte. Heyne. 416 S., Fr. 30.90

## Sprache

# Salve!

Der Papst sollte für korrektes Latein beten.

Von Max Wey

Entschuldigen Sie, wenn ich Sie auf Lateinisch begrüße. Sie denken, Sie können kein Latein? Doch, können Sie. Wenn Sie das Fenster (*fenestra*) schliessen, dann in den Spiegel (*speculum*) schauen und danach auf den Markt (*mercatus*) gehen, haben wir es schon mit einer stattlichen Anzahl lateinischer Lehnwörter zu tun. Von wegen tote Sprache. Die Zeitungen sind gespickt mit lateinischen Wörtern und Phrasen: Corpus Delicti, Homo sapiens, in dubio pro reo, in flagranti, Lapsus, Passus, prosit!, Persona non grata, Status quo, Ultima Ratio. Die Automarke Volvo trägt einen lateinischen Namen («ich rolle», von *volvere*). Audi heisst lateinisch «horch!» (von *audire*); Firmengründer August Horch hat seinen Namen ins Lateinische übersetzt.

Radio Bremen sendet die «Nuntii Latini Septimanales», einen Wochenrückblick in lateinischer Sprache. Elvis-Presley-Songs sind ins Lateinische übertragen worden, zum Beispiel «Tenere me ama» («Love Me Tender»). Patrick Süskinds «Das Parfum» gibt es auf Latein, Harry Potter hat Lateinisch gelernt, ebenso Asterix. Die Vatikanische Verlagsbuchhandlung gibt das neulateinische Wörterbuch «Lexicon recentis latinitatis» heraus. Jetzt wissen wir endlich, wie die Bluejeans auf Lateinisch heissen (*bracae linteae caeruleae*) oder wie man Playboy übersetzt (*iuvenis voluptarius*) oder Seifenoper (*fabula televisifica*).

Papst Franziskus twittert auf Latein, kein Witz. Natürlich hat er auch eine Mail-Adresse: *urbi@orbi* (das war ein Witz). Internas wird er keine twittern, denn er kennt den richtigen Plural Interna (Singular: Internum). Bei *Blick*, *Sonntagsblick* und *Berner Zeitung* hat sich das noch nicht überall herumgesprochen. Wir wollen aber nicht päpstlicher sein als Franziskus; das falsche Mehrzahl-s bei Generika, Visa und Pharmaka (griechischer Singular: *pharmakon*) findet man kaum noch in den Gazetten. Halleluja.

Wahrscheinlich getraut sich niemand, innerhalb des Vatikans Graffiti (Einzahl: Graffito) auf die Mauern zu spraysen, auch keine Graffitis. Der Fremdwörterduden hat leider schon kapituliert und toleriert diesen falschen italienischen Plural (das Graffiti, die Graffitis). Der Papst sollte für dieses Wort beten. Sonst können wir ja gleich Raviolis und Spaghettis essen. Letztere darf man neu auch ohne h schreiben. Nach ein paar Gläschen Amarone geht uns die Aussprache «Spad-schettis» locker von den Lippen.

# Luthers Dämonisierung

Das Ende des Ablasshandels: Fehleinschätzungen und Eitelkeiten führten zu dem Zerwürfnis, das die europäische Geschichte während Jahrhunderten prägen sollte. *Von Rolf Hürzeler*



«Ebenbürtigkeit aller Christenmenschen»: Luther-Verfilmung von 2003.

Der Haupttitel «Luther, der Ketzer» ist auf den ersten Blick etwas irritierend. Der ausgewiesene Renaissance-Kenner Volker Reinhardt von der Universität Freiburg i.Ü. veranschaulicht nämlich in dieser leserfreundlichen Luther-Darstellung, dass der Reformator den Bruch mit dem Vatikan nicht provozieren wollte. Martin Luther (1483–1546) war zwar von seinen theologischen Erkenntnissen überzeugt, aber im Vergleich zu andern Widerspenstigen zurückhaltend. Auch wenn seine Thesen revolutionäre Sprengkraft hatten: «Das Priestertum aller Gläubigen bedeutete für Luther die Ebenbürtigkeit aller Christenmenschen beiderlei Geschlechts», schreibt Reinhardt.

Der Untertitel «Rom und die Reformation» macht die Stossrichtung klar, er belegt die zeitweise Dämonisierung Luthers durch die Kurie unter Leo X. im Umgang mit dem Reformator. Aus ihrer Sicht war der Mann ein Ketzer, und er liess sich – in einer fatalen Fehleinschätzung der Verhältnisse – zur Konsolidierung der eigenen Macht missbrauchen. Reinhardt wertete für diese Darstellung bisher wenig oder nicht beachtete Quellen im Vatikan aus. Diese belegen die Diskrepanz zwischen der politischen und theologischen Denkweise nördlich und südlich der Alpen, ein partielles Unverständnis im Umgang mit andern Kulturen, das sich durch die gesamte Geschichte der katholischen Kirche mit ihrem Universalanspruch zieht. Luther wiederum war trotz seiner bekannten

Romreise mit den Verhältnissen in der Kurie unvertraut und vermochte deren politische Strategien nicht zu durchschauen.

Neben allen theologischen Disputen stand im Zerwürfnis zwischen Luther und Rom die Ablassfrage im Vordergrund. Rom erkannte die finanziellen Folgen, die eine Kritik an dieser Einkommensquelle haben musste. Luther war allerdings keineswegs der Einzige, der den Ablasshandel in Frage stellte, deshalb musste Rom in der Sache Härte markieren. Zumal der Streit um den Ablasshandel neben den ökonomischen Konsequenzen fundamental neue theologische Ansätze provozierte – wie kann man sich vom Fegefeuer befreien, wenn nicht durch die Busse?

Wie immer bei politisch-religiösen Auseinandersetzungen lässt sich die Schuld für den Bruch nicht einer Seite zuschieben, was dieses Buch deutlich macht. Vielmehr führten Fehleinschätzungen, Eitelkeiten und Kompromisslosigkeit zu einem Zerwürfnis, das die europäische Geschichte der folgenden Jahrhunderte prägen sollte.



Volker Reinhardt: «Luther, der Ketzer. Rom und die Reformation». C. H. Beck. 352 S., Fr. 35.90



## «Dame zu Fuchs»

«Wo eben noch seine Frau gewesen war, stand mit leuchtend rotem Fell ein kleiner Fuchs.» Mr. Tebrick erkannte, dass die Fähe seine Frau sein musste, die sich soeben verwandelt hatte. Das ist die Ausgangslage im Roman «Dame zu Fuchs» des britischen Schriftstellers David Garnett (1892–1981), den er 1922 geschrieben hat, zehn Jahre nachdem Franz Kafkas «Die Verwandlung» erschienen war. Garnett nimmt sich des Themas indes anders an: Tebrick bleibt seiner angetrauten Fuchsin treu, auch wenn sie sich tierisch verhält. Der hier nahezu unbekannte Garnett war im Ersten Weltkrieg ein Dienstverweigerer aus Gewissensgründen. Später schloss er sich der avantgardistischen Bloomsbury-Gruppe rund um Virginia Woolf an.

David Garnett: Dame zu Fuchs. Roman. Dörlemann. 180 S., Fr. 24.90



## «Strasse der Wunder»

Vieles kommt einem bei John Irving bekannt vor, und doch ist es erfrischend anders: Der lateinamerikanische Akademiker Juan Diego irrt durch das Leben – auf einer aberwitzigen Reise von Mexiko in die Philippinen, um dort ein altes Versprechen einzulösen. Diego ist ein typisch irvingscher Aussenseiter, schluckt Blutdruckmittel und Viagra wie Bonbons. Der Mann ist umzingelt von Halbwahnsinnigen, etwa einer helllichten Schwester, die unter einer Sprachstörung leidet, dafür aber Gedanken lesen kann. Das alles ist wie immer bei diesem Autor – mit dem gewohnten erotischen Klimbim garniert. Wunderbar zu lesen.

John Irving: Strasse der Wunder. Roman. Diogenes. 736 S., Fr. 29.90. Erscheint am 23. März



## «Alles ist besser in der Nacht»

Die Ostschweizer Schriftstellerin Rebecca C. Schnyder kann schreiben, sie hat das als Theater- und Hörspielautorin bewiesen. Nun ist ihr erster, in kurzen, prägnanten Sätzen verfasster Roman erschienen. Im Mittelpunkt steht die junge Mochtegernschriftstellerin Billy, die unter einer Schreibblockade leidet und sich im Alkohol- und Zigarettenrauch beduselt. Alles und jedes geht ihr auf die Nerven – bis sie sich verknallt. Doch zielstrebig zerstört sie das Glück: «Ich wusste, dass ich es versaut hatte, ich spürte es körperlich.» Schnyder erzählt die witzige Geschichte einer jungen Frau, die ihre selbstgewählten Zwänge liebevoll zelebriert – schnoddrig und witzig.

Rebecca C. Schnyder: Alles ist besser in der Nacht. Roman. Dörlemann. 176 S., Fr. 28.90



# Im Wirbelsturm von Hass und Liebe

Der römische Dichter Catull hat seine verzehrende Liebe zu seiner Freundin in Wundergedichten durchlitten. Ein poetischer Einstieg in den anbrechenden Frühling. *Von Kurt Steinmann*

Hätte Gaius Valerius Catullus (84–54 v. Chr.) in seinem sich glanzvoll verströmenden und jäh erloschenen Leben nicht 116 Gedichte mit über 2000 Versen, sondern nur den folgenden Zweizeiler gedichtet, die Welt müsste doch auf ewig sein Gedächtnis hochhalten:

*Odi et amo. quare id faciam, fortasse requiris. nescio, sed fieri sentio et excrucior.*

*Ich hasse und liebe. Weshalb ich es tue, fragst du vielleicht.*

*Ich weiss es nicht, aber ich fühle, dass es geschieht, und martere mich ab.*

Fanfarenhaft schleudert Catull im ersten Wort seines Gedichts seine Abneigung aus sich heraus: «Odi!»– Ich hasse! Ja, er hasst sie, seine Freundin, in die er sich in jungen Jahren unsterblich verliebt hat, an die er sich mit Haut und Haaren und mit dem Höchsten, was er sein eigen nennt, seinen Wunderversen, verschenkt hat. Aber sie – sie lockt und betrügt, versöhnt sich und verhöhnt, bezirzt und bricht, was doch heilige Treue verdient. Darum genug des Leidens, genug des ständigen Auf und Ab zwischen rauschhafter Seligkeit und tödlicher Ernüchterung. O wie tut der Hass gut! Aber nur eine Sekunde lang. Im gleichen Nu durchfährt es ihn: «Und ich liebe sie!» Zwei Gefühle flammen zugleich in der wunden Seele, jedes zieht und reisst auf seine Seite, droht die zu enge Brust zu zerreißen. Ein gedachtes Gegenüber, das diesen tobenden Kampf auf der Walstatt des Herzens ungläubig bestaunt, fragt nach dem Grund. Wie jeder Hilflöse antwortet der Gepeinigste: «Ich weiss es nicht, es geschieht einfach mit mir, es zersprengt mich dieser Sturm aus Hass und Liebe.»

Nein, eine Ursache vermag er nicht zu erkennen, wohl aber die Folgen: Schmerzen, Leiden und Qualen wie am Marterpfahl! So lieben und hassen ist wie ein langsamer Martertod am Schandholz des Kreuzes. Kein einziges Substantiv steht in diesen zwei Zeilen, acht Verben tragen den unseligen Zwiespalt, bewusst verteilt auf den Hexameter mit den aktiven Formen, die nach Inhalt und Morphem passiven Verben im Pentameter. Vollendet ist der Widerstreit gespiegelt in den Gegensatzpaaren *odi–amo, faciam–fieri, nescio–sentio*. Gültig hat das Gedicht noch keiner in unsere Sprache übersetzen können, aber geahnt haben viele, dass hohe Kunstfertigkeit und

dichterische Gnade in dieser lyrischen Glücksmminute sich eng verbunden haben müssen, um dieses kleine Wunderwerk ans Licht treten zu lassen.

Catull gehört zu jenen Dichtern, die jung und frühvollendet starben, wie Byron, Shelley, Keats oder Grabbe, Kleist und Büchner. Könnte nicht Catulls Lebensgier und sein daraus erwachsenes Werk einem tiefen, unbewussten Ahnen seines frühen Todes entsprungen sein? Als etwa Achtzehnjähriger wurde er von seinem reichen und einflussreichen Vater von Verona nach Rom geschickt, natürlich in der Hoffnung, der Sohn werde dort den Beruf eines Advokaten anstreben und in der Politik Fuss fassen. Andere Neigungen aber waren bei Catull stärker: zur Literatur, zum Leben in der mondänen Gesellschaft und im Kreis durch Schönheit und Esprit ausgezeichneter Frauen. Er bewegte sich in den führenden literarischen und politischen Zirkeln Roms, die sein poetisches Talent entzückte. Er schloss sich der Jeunesse dorée Roms an, die sich von den Idealen Altroms gründlich abgewandt hatte und einem neuen Lebensstil ungehemmter Verschwendung huldigte. Der Dichter wurde Mitglied der literarischen Avantgarde, die nichts mehr wissen wollte von der Grossform des Epos. Das Private sollte Vorrang haben vor dem Politischen, die Liebe vor der Leistung.

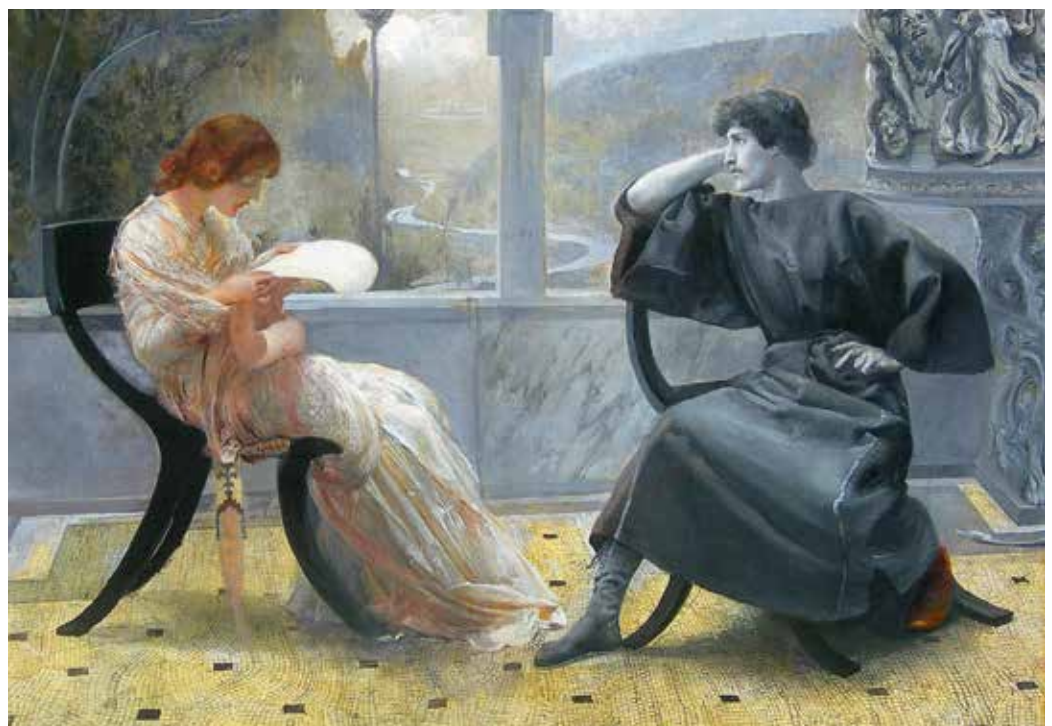
Als Catull zum ersten Mal in Rom der Frau begegnete, die zur Mitte seines Lebens werden sollte, stand sie als etwa Dreissigjährige im Zenit ihrer Schönheit. Etwas kompliziert wurde die Liaison dadurch, dass Clodia – so hiess die Flamme – verheiratet war mit einem Spitzenpolitiker, der ein amusischer Klotz war. Kein Wunder, dass Clodia – er nennt sie mit dem Pseudonym Lesbia – an ihm kein Genügen fand und sich anderweitig schadlos hielt, nicht nur an Catull.

«**Lebe sie mit ihren Hurenböcken!**»

In den Lesbia-Gedichten kann die Entwicklung einer Liebe exemplarisch verfolgt werden: vom Taumel erster Verliebtheit, in der das Ich und das Du aufgehoben und eingeschmolzen sind im beseligenden Wir («Leben wollen wir, meine Lesbia, und uns lieben / und für alles Gemunkel allzu strenger Greise / nicht einen einzigen Heller geben!») über den ekstatischen Preis ihrer Schönheit bis zu Phasen rasender Eifersucht, die seine sexuelle Hörigkeit steigert, aber die Achtung zerstört. Hass keimt auf, und zutiefst verletzende Verse werden auf sie abgeschossen («Pack sie sich und lebe mit ihren Hurenböcken!»).

Schliesslich erdichtete er sich die Kraft zur Trennung von jener Frau, die ihm Himmel und Hölle, höchstes Glück und tiefste Verzweiflung war und Anlass zu seinen Wunderversen.

C. Valerius Catullus: Sämtliche Gedichte – Lateinisch/Deutsch. Übersetzt und herausgegeben von Michael von Albrecht. Reclam. 248 S., Fr. 9.90



*Rasende Eifersucht und sexuelle Hörigkeit: Catull und Clodia.*

## Top 10

### Knorr's Liste

1	<b>The Revenant</b>	★★★★★
	Regie: Alejandro González Iñárritu	
2	<b>Spotlight</b>	★★★★☆
	Regie: Tom McCarthy	
3	<b>Chocolat</b>	★★★★☆
	Regie: Roschdy Zem	
4	<b>Keeper</b>	★★★★☆
	Regie: Guillaume Senez	
5	<b>Hail, Caesar!</b>	★★★★☆
	Regie: Joel & Ethan Coen	
6	<b>Mustang</b>	★★★★☆
	Regie: Daniz Gamze Ergüven	
7	<b>The Danish Girl</b>	★★★★☆
	Regie: Tom Hooper	
8	<b>Colonia</b>	★★★☆☆
	Regie: Florian Gallenberger	
9	<b>Deadpool</b>	★★★☆☆
	Regie: Tim Miller	
10	<b>The Hateful Eight</b>	★★★☆☆
	Regie: Quentin Tarantino	

### Kinozuschauer

1 (1)	<b>Deadpool</b>	27 512
	Regie: Tim Miller	
2 (-)	<b>Der geilste Tag</b>	15 861
	Regie: Florian David Fitz	
3 (2)	<b>Dirty Grandpa</b>	10 174
	Regie: Dan Mazer	
4 (-)	<b>Chocolat</b>	7 727
	Regie: Roschdy Zem	
5 (4)	<b>Alvin and the Chipmunks</b>	7 228
	Regie: Walt Becker	
6 (3)	<b>Hail, Caesar!</b>	7 150
	Regie: Joel & Ethan Coen	
7 (-)	<b>Spotlight</b>	5 317
	Regie: Tom McCarthy	
8 (7)	<b>The Revenant</b>	5 010
	Regie: Alejandro González Iñárritu	
9 (9)	<b>Heidi</b>	4 734
	Regie: Alain Gsponer	
10 (5)	<b>The Hateful Eight</b>	4 525
	Regie: Quentin Tarantino	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (2)	<b>Der Marsianer – Rettet Mark Watney (Fox)</b>
2 (1)	<b>Alles steht kopf (Disney)</b>
3 (-)	<b>Black Mass (Warner)</b>
4 (-)	<b>Walk in the Woods – Picknick... (Ascot)</b>
5 (3)	<b>Everest (Universal)</b>
6 (-)	<b>American Ultra (Ascot)</b>
7 (-)	<b>Regression (Ascot)</b>
8 (4)	<b>Man lernt nie aus (Warner)</b>
9 (6)	<b>Hitman: Agent 47 (Fox)</b>
10 (5)	<b>Sicario (Impuls)</b>

Quelle: Media Control



«Unamerikanische Umtriebe»: Bryan Cranston in «Trumbo».

### Kino

## Wachsfiguren-Prachtparade

«Trumbo», der Film über den von der Kommunistenhatz gebeutelten Hollywood-Autor Dalton Trumbo, hat einen brillanten Bryan Cranston («Breaking Bad») in der Titelrolle. *Von Wolfram Knorr*

Im Jahre 1958 entstand in Hollywood der Billigwestern «Terror in a Texas Town». Drehbuchautor Ben L. Perry schrieb die Story des Raffzahns McNeil, der mit seinen Schlägern allen Farmern in der Region ihr Land abpresst; besonders Ausländer stehen ihm im Weg. Ein Mexikaner wird getötet und ein Schwede drangsaliert. Einmal sagt ein Farmer, sie seien in «God's Own Country, und es herrschten Gesetz und Ordnung, ehe McNeil kam». Den Wink mit dem Zaunpfahl haben die nicht bemerkt, um die es ging: die fanatisierten Mitglieder des Komitees für unamerikanische Umtriebe, die ab 1947 in Verhören Schauspieler, Autoren, Regisseure und andere durch die Mangel drehen, um «Subversive» aufzuspüren, von Moskau «gesteuerte» Linke, die die Filmindustrie paralisieren würden. Die Standardfrage des Ausschusses war: «Are you now or have you ever been a member of the Communist party of the United States?» Wer die Antwort verweigerte, konnte wegen Missachtung des Kongresses verurteilt werden, wer andere anschwärzte, dagegen seine Karriere in der Regel fortsetzen.

#### Der «Champagnerkommunist»

Die Hexenjäger haben den B-Western nicht für voll genommen und hatten folglich auch keine Ahnung, dass sich hinter Ben L. Perry der prominente und hochbegabte Dalton Trumbo

(1905–1976) verbarg, gegen den 1947 besonders laut zum Halali geblasen wurde. Die üblichen Ausschuss-Fragen beantwortete er nicht, berief sich konsequent auf den ersten Zusatzartikel der US-Verfassung (Rede- und Versammlungsfreiheit), erhielt daraufhin Berufsverbot und bekam wegen «Missachtung des Ausschusses» zusätzlich eine elfmonatige, entwürdigende Haftstrafe aufgebremmt. Trumbo wurde einer der «Hollywood Ten», jener Hardcore-Gruppe, die zu keinem Kompromiss mit den Gesinnungsschnüfflern bereit war. Seit 1943 war er Mitglied der Kommunistischen Partei (1948 trat er aus) und gehörte zu den bestbezahlten Autoren, liebte den Luxus und galt als «Champagnerkommunist». Es machte ihm Spass, kleine Provokationen in die sonst völlig unverfänglichen Drehbuchstorys zu schmuggeln. So heisst es mal in Edward Dmytryk's Liebesromanze «Tender Comrade» (1943): «Lasst uns alles gleichermaßen teilen: Ja, das ist die wahre Demokratie.» Für die Klatschkolumnistin Hedda Hopper war das typisch für die von ihr gehassten «message movies».

Dass Trumbo ein «Subversiver» sein musste, ging auf seinen – wortwörtlich – beinharten Antikriegsroman «Johnny Got His Gun» zurück, der 1939 zum Bestseller wurde und von einem Soldaten handelt, dem man nicht nur Arme und Beine weggeschossen, sondern auch

sämtliche Sinnesorgane genommen hatte. Bei Kriegseintritt der USA wurde das Buch auf Druck des Verteidigungsministers aus den Buchläden genommen, weil es viele Wehrpflichtige zur Verweigerung des Kriegsdienstes veranlassen würde. Noch 1971 – Trumbo hatte seinen Roman selbst verfilmt – wollte Cannes ihn nicht in seinen Wettbewerb aufnehmen. Erst durch die Proteste von Luis Buñuel, Otto Preminger und Jean Renoir beugte sich die Leitung.

### Putzig-puritanische Dialoge

Weder dem Roman noch den vielen Filmskripten liess sich kommunistische Propaganda unterstellen; Trumbo war schlicht und ergreifend ein Liberaler, der gerne ein wenig gegen den Stachel löckte. Für «Kitty Foyle» (1940), ein Liebesdrama, wurde er für den Oscar nominiert, für «Roman Holiday» (1953) erhielt er ihn – allerdings erst im Nachhinein. Zwischen Audrey Hepburn und Gregory Peck fallen im nichtpuritanischen Rom so putzig-puritanische Dialoge wie: «Dann habe ich also die Nacht mit Ihnen verbracht?» – «Oh», antwortet Peck süffisant, «so würde ich es nicht gerade nennen, aber in gewisser Weise, ja.»

Trumbo arbeitete trotz Verbot wie ein Irre, auch für Trash-Film-Produzenten und wenig Honorar; er unterstützte Kollegen, die nicht das Glück hatten, so gefragt zu sein wie er. Ähnlich wie während der Prohibition, als alle wussten, dass der Alkohol gleichwohl in Strö-



Fesseln der Fanatiker: «Trumbo».

men floss, war auch bekannt, dass trotz Verbot viele weiter beschäftigt wurden, aus einem ganz simplen Grund: Die Begabtesten hatte der Ausschuss in die Wüste geschickt, die Produzenten aber waren auf sie angewiesen. Legendär war Sam Goldwyns Bekenntnis: «Ich würde den Teufel als Autor engagieren, wenn er mir eine gute Geschichte brächte.» Um das illegale Geschäft zu unterbinden, setzte das FBI die Produzenten unter Druck, welche darauf alle entliessen, die nur entfernt für «links» gehalten wurden. Paradeliberale wie Charlie Chaplin, Orson Welles, John Huston gingen ins Exil, andere wie Edward G. Robinson und John Garfield sahen sich, um weiter beschäftigt werden zu können, genötigt, schriftlich

zu beteuern, von den «Roten» hereingelegt worden zu sein.

Erst 1960 wurde Trumbo von den Fesseln der Fanatiker durch zwei aufrechte Hollywoodianer befreit: Kirk Douglas und Otto Preminger. Der eine hatte eine Nervensäge von Regisseur an der Backe, den jungen Stanley Kubrick, und einen Roman (von Howard Fast), der als Skript nicht funktionierte; und der andere, ein glatzköpfiges Ungetüm, war dabei, ein gewaltiges zionistisches Epos nach einem Roman von Leon Uris auf die Leinwand zu donnern, hatte schon eine erstklassige Besetzung und wollte den dazu passenden erstklassigen Autor. Beide, Douglas und Preminger,

### «Ich würde den Teufel als Autor engagieren, wenn er mir eine gute Geschichte brächte.»

setzten sich für «Spartacus» und «Exodus» gegen alle Bedenken der Studios durch und bestanden darauf, dass Trumbo mit vollem Namen in den Credits aufgeführt wurde. Das Geschrei war ihnen schnuppe. Trumbo war ein Glückspilz, anderen erging es mies, sie wurden in die Armut oder den Selbstmord getrieben. Der Säuberungswahn wird als McCarthyismus bezeichnet, obwohl der fanatische Senator sich erst 1950 dem Kreuzzug anschloss. Die Folgen der schwarzen Liste wirkten noch bis in die siebziger Jahre.

### Wayne, Bogart, Douglas

«Trumbo» ist das erste Biopic aus jener Zeit, aber wirklich (selbst)kritisch ist es auch nicht. Zwar verweigert Trumbo vor dem Ausschuss die Aussage, wird verhaftet, muss in den Knast und begegnet Grössen wie John Wayne, Humphrey Bogart, Kirk Douglas, Otto Preminger, Edward G. Robinson und Louis B. Mayer und immer wieder der Fregatte Hedda Hopper. Aber neben dieser wachsfigurenartigen Prachtparade bleibt Trumbo ein Arbeitstier mit den typischen Familienquerelen. Hollywood-Nostalgie, Atmosphäre, Kolorit, alles prima. Das Ausmass der politischen Vorgänge im Schlepptau des Kalten Kriegs und das Klima der Angst sind aber nie wirklich spürbar, Trumbo erinnert eher an einen Kohlhaas. Angst, Hysterie, Misstrauen, Verdächtigungen, Beschattungen – Fehlanzeige. Peter Yates' «The House on Carroll Street» war da bedrückender, und der B-Western «Terror in a Texas Town» verriet mehr über die Zusammenhänge. John McNamara (Drehbuch) und Regisseur Jay Roach halten sich aus den heiklen Politik constellationen heraus, erwecken dafür den Eindruck, als sei die reaktionäre Sauberkeitstante Hedda Hopper (Helen Mirren) die treibende Kraft der Verbote. Bryan Cranston als Trumbo aber ist eine Augenweide – und war nicht umsonst Oscar-nominiert. ★★☆☆☆

## Jazz

# Quadratur des Kreises

Von Peter Rüedi

Ein Merkmal grosser Kunst ist ihre Einfachheit, genauer: das alchemistische Verfahren, aus nichts etwas zu machen oder, umgekehrt, aus etwas Schwierigem etwas Einfaches. Das Komplexe einfach erscheinen zu lassen. Das ist ein Akt der Levitation. Die ist entweder ein Wunder oder der Budenzauber eines trickreichen Schaustellers. Was von beidem, ist im Fall des Trompeters Ralph Alessi, der bei ECM 2013 mit «Baida» einen stupenden Erstling vorgelegt hatte, auch bei seiner zweiten CD, «Quiver», nicht leicht auszumachen. Will sagen: Klar, auch diese Musik ist «gemacht», mit enormer Kunstfertigkeit und viel technischer Brillanz. Aber sie ereignet sich auch. Die schönsten Momente stellen sich ein im dichten, rational nicht zu quantifizierenden Interplay eines fabelhaften Quartetts, das insgesamt die Equilibristik meistert, die Alessi selbst in seinem vitalen und subtilen, strahlenden und poetischen Trompetenspiel auszeichnet. Seine Kompositionen sind tricky, aber sie gewinnen im Lauf ihrer improvisatorischen Entfaltung eine erzählerische Logik, die auf Anhub einleuchtet. Dieses Quartett (mit Alessi altvertrauter Rhythmik, dem fundamentalen Drew Gress am Bass und dem fliegenden Nasheet Waits am Schlagzeug, am Piano anstelle des explosiven Jason Moran der eine Nuance lyrischere, sparsamere Gary Versace) – diese Band, eine Einheit von blindem Einverständnis, macht eine Musik, die eine Art Quadratur des Kreises ist: gleichzeitig evident und überraschend. Alessi, 1963 in San Francisco geboren und an der Westküste einst Schüler von Charlie Haden, ist heute eine prominente Grösse der avancierten New Yorker Szene. Neben seinen vielfältigen eigenen Aktivitäten (mit Musikern wie George Coleman, Don Byron, Ravi Coltrane, Fred Hersch und als Leader eigener Formationen) kümmert er sich als Gründer der School for Improvisational Music auch um die Ausbildung kommender Generationen, er ist auch Mitglied der Jazzfakultät der New York University und des New England Conservatory. Offensichtlich ohne dass das pädagogische Engagement seine eigene künstlerische Brisanz beschädigt hätte.



Ralph Alessi (Gary Versace, Drew Gress, Nasheet Waits): Quiver. ECM 2438

# Songs, die in der Ferne verschwinden

Ihre Stimme ist ramponiert und ihre Lieder sind kein Blumenstrauss der guten Laune. Trotzdem kann ich nicht aufhören, Lucinda Williams' neue Platte zu hören. *Von Thomas Wördehoff*

Lady Gaga natürlich. Sie hat dann wieder mal alles überstrahlt mit ihrer Bowie-Hommage. War ja auch *very touching* und, wie immer bei diesen amerikanischen Feierstunden, professionell und gut gemacht. Während ich weiter wartete, bemerkte ich trotzdem einen schalen Beigeschmack, der sich bald in einer – übrigens gar nicht mal unangenehmen – müden Gleichgültigkeit verflüchtigte. Ich liess die paar Stunden Grammy-Verleihung an mir vorüberrauschen, mal mehr und mal weniger angenehm überrascht. Warum tat ich mir das an? Aus einem völlig idiotischen Grund: Ich wartete darauf, dass endlich die vorgesehenen Awards an Lucinda Williams und an Bill Frisell verliehen würden.

Nirgendwo stand auch nur eine Silbe über die von mir vorbestimmten Preisträger. Es war einfach so sicher wie ein Naturgesetz: Lucinda Williams und Bill Frisell erhalten die Ehrungen – die Kategorie war mir gleichgültig. Das betreffende Doppelalbum ist schliesslich seit dem 5. Februar im Handel, und in der Schweiz belegt «The Ghosts of Highway 20» immerhin den schwindelerregenden Platz 43. Scherz beiseite: Dass dieses sperrige Werk diesseits von Platz 500 unterkommt, ist gelinde gesagt ein kleines Wunder. Und, um es gesenkten Hauptes vorweg zu sagen: Williams und Frisell gewannen natürlich keinen Grammy – ihr Wunderwerk war nach dem erforderlichen Stichtag veröffentlicht worden.

Daher ein Aufruf: Lucinda Williams muss den Grammy für das beste Album, die besten Vocals, die beste Produktion oder den besten Song ... oder für was auch immer gewinnen. Im kommenden Jahr. Mit Bill Frisell. Warum dieser Wirbel? Ganz einfach.

## Keinerlei Raum für Ironie

Eigentlich spricht nichts dafür. Die Frau ist bereits über sechzig. Ihre Stimme ist ziemlich ramponiert, und wenn sie mit diesem Organ traurige Lieder über den Süden, über den Tod, alte Fabriken und Alzheimer singt, ist eins sicher: Ein Blumenstrauss der guten Laune ist das neue Album eher nicht. Und lässt man ihre Karriere Revue passieren, hat man es – gemessen an den *values* der Musikindustrie – mit einem ziemlich alten Hut zu tun. 1953 wurde sie als Tochter eines Dichters und Literaturprofessors in Lake Charles, Louisiana, geboren. Die Familie zog von Lehranstalt zu Lehranstalt, immer im Süden der Vereinigten Staaten. Kein Wunder, dass sich ihre

Songs ums Reisen, um den Süden und flüchtige Begegnungen drehen. Diese Lieder haben etwas skizzenhaft Hingeworfenes, Vergängliches – es sind Songs, die in der Ferne verschwinden und dabei einen bleibenden Eindruck hinterlassen.

Ich kann nicht aufhören, diese Platte zu hören. Den Gründen für diese wachsende Sucht werde ich vermutlich erst mit der Zeit auf die Spur kommen. «The Ghosts of Highway 20» braucht Jahresringe, denn das Album hat schon jetzt die Meriten eines Klassikers. Begeben wir uns also auf Spurensuche – die ersten musikalischen Ablagerungen sind überaus reichhaltig.

Neben der Hauptdarstellerin der Songs ist es vor allem ein unersetzbarer Protagonist, der zur Substanz dieses Albums gehört wie die Stimme der Williams: Bill Frisell, vermutlich wohl der abenteuerlustigste Gitarrist der Jetztzeit, hat das gängige Attribut «Jazzgitarrist» längst hinter sich gelassen. Es gibt wohl kaum einen Vertreter dieses Instruments, der sich so furchtlos und gleichermaßen fruchtbar zwischen den Stilen und Zeitaltern bewegt wie er. Frisells Spektrum erstreckt sich von den Minstrel-Gesängen eines Stephen Foster hin zu den Kunstliedern von Charles Ives. Von Sacred-Harp-Chorälen bis zu den ewigen Jagdgründen des Americana, vom Twang-Universum eines Duane Eddy über hochsensible Trio-Konversationen hin zu fragilen Klangsplintern ist dem Mann aus Baltimore keine musikalische Regung fremd. Von seiner frappierenden Vielseitigkeit profitieren auch die schmal instrumentierten Songs von Lucinda Williams.

Doch ist es vor allem die Rolle, die Frisell seinem Spiel zuweist. Bei aller Diskretion, die diesem Altmeister eigen ist, begnügt er sich nicht mit der Rolle eines dienstfertigen Zuarbeiters gefälliger Harmonien. Frisell durchmisst die komplexen Parcours dieser Songs mal monologisch, mal im Zwiegespräch mit seinem kongenialen Kollegen Greg Leisz, einem Grossfürsten im Reich der Lap-Steel- und Pedal-Steel-Gitarren. Gelassen promenieren diese zwei Superstilisten mit ihrer Diva durch das wilde Geäst der Songs, und je länger man dieser vor sich hin plaudernden Truppe zuhört, umso weniger kann man sich der souveränen Intensität ihrer Gespräche entziehen. Tatsächlich scheinen sich wechselseitige Dialoge abzuspielen – im Verbund mit Lucinda Williams, dann wieder unterein-



*Authentische Temperatur:* Musikerin Williams.

ander, dann wieder in sich verloren, einem eigenen Pfad folgend. Die Traurigkeit dieser Platte hat ein spezifisches Gewicht, das oft genug tänzelnd über dem Boden schwebt – bis dann Bill Frisell wieder mit geradezu Pete-Townshend-hafter Wucht die Ordnung der Dinge zurechtrückt. Albert Camus hat in seinem Roman «Der Fremde» von der «zärtlichen Gleichgültigkeit der Welt» gesprochen. Hätte er Frisell und Leisz auf dieser Platte verfolgt, wäre ihm deren musikalische Werte durchaus vertraut gewesen.



Und dann diese Stimme. Auf der Grundlage von Songs, die den Vergleich mit Tim Hardin, Johnny Cash oder Bruce Springsteen nicht scheuen müssen, entwickelt die Williams mit ihrem eigentlich ramponierten Gesang, der fast schon in die Nähe tom-waitsscher Zerklüftungen führt, eine authentische Temperatur, die einen schaudern lässt. Das Timbre ist auf eine Weise anrührend, die keinerlei Raum für Ironie freigibt. Lucinda Williams' Gesang ist auf seltsam geerdete Weise wahrhaftig – ein Lob der Geradlinigkeit, ein Tribut an das

Einfache. Mit Einfalt hat das nichts zu tun. Mit Humor dagegen schon.

#### **Nichts für Polit-Gladiatoren**

Immer wieder las ich in jüngster Vergangenheit über den nicht genehmigten Gebrauch von Songs bei wahlkämpfenden Politikern. Besonders der milliardenschwere Siegfried der amerikanischen Polit-Gladiatoren, Donald Trump, hat immer wieder den Ärger der Musikszene provoziert: R.E.M. untersagten dem Immobilien-Tycoon das Abspielen ihres

Lieds «It's the End of the World», Adele verbat generell allen Parteien, ihr «Rolling in the Deep» zu verwenden, und auch Neil Young will dem blonden Hünen auf keinen Fall mit Songs beipflichten. Bei Lucinda Williams stellt sich die Frage nicht. Ihre Songs lassen jeden Wahlkämpfer ziemlich alt aussehen.

Lucinda Williams: The Ghosts of Highway 20. 2 CDs. Highway 20 Records. Fr. 19.90

# Flott über den Julier

Raclette-Party im Oberengadin; Feier für Filmemacher Rolf Lyssy.  
 Von Hildegard Schwaninger



Musikalische Herzensangelegenheit: Nina Früh (l.), Annette Ringier.

**N**ina Früh ist eine fleissige Catering-Unternehmerin (Bontempo), eine gute Jasserin und leidenschaftliche Bündnerin. Es ist ihr eine Selbstverständlichkeit, für ihre Kunden gut zu kochen und sie mit Herzenswärme zu bewirten. Und es ist ihr eine Herzensangelegenheit, ihre wunderbare Heimat, das Engadin, ins rechte Licht zu rücken und ihren Freunden und Bekannten vorzuführen. So veranstaltet sie immer wieder fröhliche Abende in urchigen Engadiner Häusern und Hütten, deren Sinn und Zweck es ist, die Geselligkeit zu pflegen und fröhlich zu sein. Das ist ja nach neuester Glücksforschung etwas, was am meisten glücklich macht.

Diesen Februar flatterte Freunden ein «Cordial Invid» (rätoromanisch für «Herzliche Einladung») ins Haus, wo man sich für «Nina's



Buch zum Geburtstag: Anne Rüffer, Rolf Lyssy.

Tavolata Chesa Suot Larschs Zuoz» anmelden konnte (eine Tavolata bei Nina zu Hause) oder zur «Spaghettata Alp Griatschouls» in S-chanf, oder zu «Nina's Sairata da Raclette & Musica Chamanna Paravicini Surlej». Zu Letzterem traf man sich beim untersten Parkplatz Corvatsch, wo Freund Fritz aus München und seine beiden Söhne einen Hot Shot für die Gäste ausgaben, heiss und alkoholscharf, sodass man nicht fror beim fünfzehnminütigen Waldspaziergang, bei dem Fackeln den Weg wiesen.

Vor der Hütte wartete eine strahlende Nina Früh auf ihre zirka dreissig Gäste. Eine Mitarbeiterin schenkte Ninas Haus-Champagner aus, man stand ein bisschen in der guten Luft herum, plauderte, freute sich, alte Bekannte zu treffen. In der Hütte brannte das Feuer im Kamin, man ass Bündnerfleisch, Salat, Raclette, Kartoffeln, Cipollata, Hirschwürstchen. Und zum Dessert die obligate, von Nina selbstgebackene Engadiner Nusstorte, die zu jedem Bontempo-Anlass gehört.

Nina Früh, Tochter eines Tierarztes, war einst beim Theater, wirkte in allen Chargen von der Schauspielerin bis zum Mädchen für alles, und sie spielte schon immer gut Geige. Musik ist wichtig an Ninas Privateinladungen. So musizierte sie auch an diesem Abend mit **Annette Ringier**, Mitinhaberin des Ringier-Verlags. Ringier am Schwyzerörgeli, Früh mit

der Violine, beide sangen Bündner Lieder, es erwärmte die Seele, und einige Gäste sangen mit. Nina Frühs Schwester **Barbla Früh**, von Beruf Lehrerin, spielt manchmal auch mit (Geige), diesmal konnte sie nicht (Schulterverletzung), deshalb sang sie umso kräftiger.

Nina Früh ist fleissig und tüchtig. Sie wohnt und arbeitet auch in Zürich, hat dort zurzeit grosse Pläne (die allerdings noch streng geheim sind). Als flotte Bündnerin braust sie gerne mit ihrem Audi über den Julier. Sie fährt von Zürich nach St. Moritz wie andere von Zürich nach Erlenbach. Also mehrmals wöchentlich, voll easy.

So hat sie am Abend vor der Raclette-Party in Surlej die Nach-Geburtstagsparty für Regisseur **Rolf Lyssy** ausgerichtet. Die Geburtstagsparty war ja in der Zürich «Commihalle»: knallvoll, jeder Platz besetzt, ein Promi neben dem andern (SRG-Generaldirektor **Roger de Weck**, Radiounternehmer **Roger Schawinski**, Schriftsteller **Jürg Acklin**, Jazzer **Vali Mayer**, Philosophie-Autor **Georg Kohler**, Modeunternehmerin **Sabine Parenti**, die Regisseure **Sabine Gisiger** [«Dürrenmatt»], **Fredi Murer**, **Adrian Marthaler**, Komiker und Casinotheater-Winterthur-Chef **Viktor Giacobbo** et cetera), währschaftes italienisches Essen (Antipasti-Buffer, Gnocchi, Kalbsbraten mit Nudeln). Highlight war ein Auftritt der Schauspielerin-Sängerin **Delia Mayer** («Tatort»), die einen Absagebrief der Schweizer Filmförde-



Esprit und Charme: Corine Mauch.

rung an Lyssy, vertont von **Jürg Ramspeck**, der sie am Klavier begleitete, sang.

Am nächsten Tag Ehrung im Filmpodium und Präsentation eines Buchs zu Lyssys Ehren im Filmpodium. Da sprach Stadtpräsidentin **Corine Mauch** mit Esprit und Charme. Dann war man zu **Anne Rüffer** eingeladen, der Verlegerin des Buches, und dort machte Nina Früh das Catering.

Wie schafft Nina Früh das? Die immer Gutgelaunte: «Ich brauche nur vier Stunden Schlaf.» Manchmal, mitten in der Nacht, geht sie auf Ski mit Fellen, die Stirnlampe auf dem Kopf, auf den Berg. Eine Meditation, bei der sie Inspiration und Erholung findet.

## Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

# Gekrönte Häupter

Der Spirituosenhändler Ashraf Habib, 39, und die Architekturassistentin Leydi Hernandez, 26, haben kürzlich geheiratet. Nach koptischem Ritual und mit Bauchtänzerinnen.



*Blick in den Garten:* Ehepaar Hernandez-Habib.

**Leydi:** Ich wusste nach unserem ersten Date, dass ich diesen tollen, schönen Mann heiraten werde. Es klingt vielleicht seltsam, aber auf meine Intuition konnte ich mich schon immer verlassen, und so liess ich den Dingen beruhigt ihren Lauf.

**Ashraf:** Wir lernten uns an einer Geburtstagsfeier in einem Klub kennen, kamen sofort ins Gespräch, und, ja, es war Liebe auf den ersten Blick. Ich führte Leyda am nächsten Tag in ein schickes, lokales Lokal aus, das ihrer würdig war, wie ich fand. Eine Frau in eine Kneipe einzuladen, wenn man es ernst meinen könnte, ist ein Fehler, den viele Männer machen.

**Leydi:** Ein Jahr später machte mir «Ash» einen Antrag. Ich kann mich nicht mehr erinnern, was er genau sagte – ich war einfach nur überglücklich. Er stammt aus Ägypten, ist ein koptischer Christ und wollte in dieser Tradition kirchlich heiraten. Die Zeremonie war wunderschön. Der Priester musste allerdings eine Spezialbewilligung dafür einholen, dass auch ein römisch-katholischer Priester bei der Trauung anwesend sein konnte. Ich bin Kolumbianerin, und das war mir und meiner Familie wichtig.

**Ashraf:** Mein Priester öffnete die Königstür und überreichte uns die Kerzen, welche die ganze Zeit während des Sakraments brennen sollen. Danach stellte er Braut und Bräutigam nebeneinander beim Eingang in den Kirchenraum. Nach der Beräucherung und den Gebe-

ten vollzog er die Verlobung, das heisst die Verbindung der künftigen Eheleute durch die Ringe.

**Leydi:** Sie symbolisieren den Zusammenhalt genauso wie die geistige Verbindung zwischen den beiden, wie weit sie auch voneinander getrennt sein mögen. Mit einem Aufruf begann das eigentliche Sakrament der Krönung, die mit der Eheschliessung verbunden ist. Der Priester reichte mir die kleine Ikone des Erlösers, die auf der Krone befestigt ist, damit ich sie küssen möge, und mein Mann ver-

fuhr mit der kleinen Ikone, die auf seiner Krone befestigt war, genauso.

**Ashraf:** Der Brauch will es, dass die Kronen nicht aufgesetzt werden, sondern von den Trauzeugen über den Köpfen der Brautleute gehalten werden. Das ist anstrengend, da die Kronen sehr schwer sind. Darum trugen wir die Prunkstücke schliesslich auf unseren Köpfen, als wir zu Mann und Frau erklärt wurden.

**Leydi:** Für das Fest war uns keine Ausgabe zu gross. Wir wählten eine Location mit riesigen Glasfronten, die den Blick in einen prächtigen Garten freigaben. Wir hatten eine Vision: Elegant, glamourös und ein bisschen altmodisch sollte es werden. Die Runde umfasste letztendlich 300 Personen.

**Ashraf:** Die monatelange Planung hatte meine Frau übernommen. Ich brachte ihr volles Vertrauen entgegen und wurde nicht enttäuscht. Alles klappte wie am Schnürchen.

**Leydi:** Eine besondere Attraktion waren die angeheuerten Bauchtänzerinnen. Sie brachten orientalisches Flair in den Anlass und sorgten für eine Bombenstimmung. Die manchmal etwas anstrengenden Vorbereitungsarbeiten hatten sich gelohnt, doch das Allerschönste war, dass mein schwer herzkranker Vater an der Feier teilnehmen konnte.

Protokoll: Franziska K. Müller

# Kampfkühe

Von Andreas Thiel — Was man von einem Walliser Viehzüchter lernen kann.

**Thiel:** Was sagst du zur Abstimmung?

**Viehzüchter:** Die ist mir egal. Meine Frau hat die Stimmzettel ausgefüllt.

**Thiel:** Die Abstimmung kann dir doch nicht egal sein, du bist Gemeindepräsident.

**Viehzüchter:** In der Gemeinde habe ich das Sagen. Aber meine Frau sagt, wie es zu Hause läuft. Und die Stimmzettel werden zu Hause ausgefüllt. Das hat nur Vorteile. Wenn sie eine Abstimmung gewinnt, dann kocht sie gut. Und wenn sie die Abstimmung verliert, sieht sie mal, dass sie auch nicht immer recht hat.

**Thiel:** Und was läuft in der Gemeinde?

**Viehzüchter:** Wir veranstalten den ganzen Sommer über Kuhkämpfe. Da wird noch anständig gefachsimpelt und diskutiert und nicht bloss geschimpft und verhöhnt wie bei den Abstimmungskämpfen.

**Thiel:** Dann sag mir mal, was du von dieser Kuh hältst. Ist sie eine gute Kämpferin?

**Viehzüchter:** Die könnte gut mal Zweite werden und mit etwas Glück sogar gewinnen.

**Thiel:** Aber im Vergleich ist sie doch eher klein.

**Viehzüchter:** Beim Eringer musst du nicht auf die Grösse achten. Auf die Gesamtproportionen kommt es an. Man muss immer das Ganze sehen. Was nützt ein stolzes Gewicht, wenn der Schwerpunkt zu hoch liegt? Was nützt ein kräftiger Schädel, wenn der Nacken zu schwach ist? Es ist alles eine Frage der Logik. Ein grosser Kopf garantiert nicht, dass einer gescheit ist. Aber eine magere Köchin kocht garantiert nicht gut. Und ein übergewichtiger Marathonläufer kommt nicht ans Ziel. Mir genügt ein einziger Blick, und mein Urteil steht fest.

**Thiel:** Wenn Angela Merkel eine deiner Kampfkühe wäre, wie würdest du sie einschätzen?

**Viehzüchter:** Meine Kühe haben Hörner und nicht Haare auf den Zähnen.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



## Kostbarkeit Chasselas

Von Peter Rüedi



Der Wein hat den Status einer nationalen Ikone. Louis-Philippe Bovard, 82, seit 1983 in zehnter Generation Leiter des in Cully ansässigen Familienunternehmens, ist der Grandseigneur unter den Winzern des Lavaux. Als traditionalistischer Avantgardist ist er auch «Monsieur Chasselas». Die meistangebaute Traubensorte der Schweiz versteht er nicht als Banalität, sondern als Kostbarkeit. Chasselas-Verächter würde er fragen: «Welchen Chasselas mögen Sie nicht?» Auf den 3000 Quadratmetern seines 2010 eingerichteten Conservatoire Mondial du Chasselas wachsen neunzehn verschiedene Varietäten; fünf davon werden vinifiziert: Vert de la Côte, Blanchette, Giclet, Bois rouge und die im Lavaux wichtigste Variante, die Chasselas roux. Aus der ist Bovards legendärer Dézaley Médinette mit dem nostalgischen Jugendstil-Faun vom Winzerfest 1905 auf dem Etikett gekeltert. Bovard bearbeitet vier Hektaren der steil terrassierten Spitzenlage in der Gemeinde Puidoux. Das Resultat ist das genaue Gegenteil des Chasselas, der einst als Kochwein in Mutters Küche vor sich hin dümpelte: ein grosser Weisswein von Weltformat, der keinen Vergleich zu fürchten braucht. Was niemand besser weiss als sein Winzer, experimentiert der «worlds most renown Chasselas producer» (Stephan Reinhardt in Parkers *Wine Advocate*) als Liebhaber von Loire-Weinen doch auch mit Chenin blanc und Sauvignon blanc. Den Dézaley baut er nicht nur lang auf den Hefen im Holzfass aus. Er räumt auch mit dem Vorurteil auf, er müsse jung getrunken werden. So versuche ich einen (der sehr, sehr seltenen) aus dem Jahr 2000. Er hat, versteht sich, nichts mit den Weissen zu schaffen, an denen unsere Väter den Sauerstoff-Stern bewunderten, der sich im Glas bildete. Dafür hat er eine wunderbare Nase (weisse Früchte mit Noten von Kräutern und Mineralien); feine Minze und subtile Caramelnoten. Ein voller Wein von erstaunlicher, fast pikanter Frische, und das trotz relativ geringer Säure. Erträgt, meint Reinhardt, wohl noch locker zehn bis zwanzig weitere Jahre.

Bovard: Dézaley Médinette Grand Cru 2003. 12,5%. Vineas Vini, Le Noirmont. Fr. 35.20. [www.vineasvini.ch](http://www.vineasvini.ch) (Der 2000er ist im Handel nicht mehr zu finden.)

## Familie Kuchler am Herd

Christian Kuchler hat die Leitung der Thurgauer «Taverne zum Schäfli» übernommen. Geschmack steht an erster Stelle. Von David Schnapp



Junger Koch mit Sinn für die Klassik: Christian (l. v. r.) und Wolfgang (r. v. r.) Kuchler mit Team.

Die Geschichte hat eine gewisse familiäre Romantik: Der Vater schafft es im Laufe vieler Jahre (Start: 1983), eine Landbeiz im Thurgau als festen Wert auf die Schweizer Feinschmeckerlandkarte zu setzen, der knapp dreissigjährige, talentierte Sohn übernimmt 2015 das hübsche Riegelhaus samt dem grossen Schatz im Weinkeller, und die beiden stehen fortan gemeinsam, aber unter der Leitung des Juniors in der Küche.

Die Geschichte ist wahr. Christian Kuchler schreibt zusammen mit seinen Eltern, Wolfgang und Marlis Kuchler, das nächste Kapitel im «Schäfli» in Wigoltingen. Wobei: In erster Linie schreibt er natürlich nicht, sondern kocht – dies aber beinahe fehlerfrei. Die gelungene Vorstellung beginnt mit abwechslungsreichen, warmen und kalten Amuse-Bouches, geht über «Kuchlers Überraschungsei» mit einigen Tropfen sehr altem Balsamico zur bemerkenswerten Jakobsmuschel (als Carpaccio und glasig gebraten), die mit unreifer Ananas, Senf, Algen und Haselnüssen säurebetont und harmonisch präsentiert wird.

Etwas süss schmeckt die Kombination aus Gänseleberterrinen mit grünem Apfelsud, Joghurt-Vanille-Creme, Knuspermüsli und getrockneten Himbeeren. Grandios ist aber gleich danach der imposante, in zwei Gängen servierte Kaisergranat: auf den Punkt gebraten, saftig und mit einem eleganten Krusten-

tieraroma. Durch die Untermauerung mit einem leicht scharfen Currysud, Karotten, Ingwer und Limetten wird der luxuriöse Eigengeschmack des Kaisergranats mit gut abgestimmter Süsse, Säure und Schärfe ergänzt.

Kuchler junior beherrscht die klassische Küche französischer Herkunft, die er unter anderem bei keinem Geringeren als Alain Ducasse im «Plaza Athénée» in Paris gelernt hat. Als junger Koch, der bewusst auf Klassik setzt, sticht Christian Kuchler unter den Köchen seiner Generation heraus. Mal erweitert er genau diese Klassik mit gezielten Eingriffen. Mal lässt er – zum Glück – Klassik aber einfach Klassik sein: Zart gebratenes Kalbsbries auf Pastinakenpüree, einige Karotten, geheimnisvoll duftende Périgord-Trüffel und ein Trüffeljus, so tief wie ein Bergsee, sind die Folge.

Die Desserts von Pâtissier Daniel Simunic schliesslich haben eine gut dosierte exotische Note (Yuzu mit weisser Schokolade, Thai-Mango mit Basilikum-Eis) und sind handwerklich auf hohem Niveau. Und sie sind, wie das ganze Kuchler-und-Kuchler-Menü, Ausdruck einer Küche, bei der Geschmack und Produktqualität an erster Stelle stehen, was schon seit Generationen ein gutes Rezept ist.

Taverne zum Schäfli, Oberdorfstrasse 8, 8556 Wigoltingen. Tel. +41 52 763 11 72  
Sonntags und montags geschlossen

Ausführliche Besprechung des Menüs auf [www.dasfilet.ch](http://www.dasfilet.ch)





Auto

## Kein Quatsch

Welche Marke aus dem Volkswagen-Konzern würde einer seiner Chefs zum Kauf empfehlen? Einen Skoda vermutlich. *Von David Schnapp*

Vor einiger Zeit sprach ich mit einem Volkswagen-Manager über die vielen Marken, die zu seinem Unternehmen gehören und recht unterschiedlich im Leben stehen. Von Audi bis VW, von Bentley bis Seat: So total anders die Autos der jeweiligen Marken sind, so gross sind die Gemeinsamkeiten. Dank dem «Modularen Querbaukasten» (MQB) – was für ein Ungetüm von Namen! – können die Techniker und Strategen einzelne Fahrzeugkomponenten leicht in verschiedensten Modellen einsetzen.

Das macht es für den Ingenieur einfacher, aber nicht unbedingt für den Kunden. Soll er den Audi nehmen, den VW, den Seat oder den Skoda? Diese Frage also stelle ich diesem Manager des Volkswagen-Konzerns. Er riet, ohne zu zögern, zum Skoda. Das ist keine überraschende Antwort; die Qualitäten der Marke, die 1895 im heutigen Tschechien gegründet wurde, haben sich durchgesetzt: In der Schweizer Verkaufstatistik liegt Skoda mit einem Marktanteil von 6,5 Prozent (2015) weit vorne. Nur Audi, BMW, Mercedes und VW haben mehr vom Kuchen.

Für den Skoda, der mir kürzlich in Form der Limousine Superb begegnete, spricht seine *no bullshit*-Attitüde. Der schöne englische Ausdruck lässt sich unzulänglich mit «kein Quatsch» übersetzen. Der Superb hat alles, aber alles richtig dosiert und von nichts zu viel. Die Form: elegant, scharfe Linien, klassische Proportionen – ein Auto, das man auch in einigen Jahren noch gerne ansehen wird. Der Motor: Ein Vierzylinder-Turbodiesel, der nach einer kleinen Atempause kräftig genug anschiebt, 190 PS entwickelt und dabei problemlos mit 6,5 Litern

auf 100 Kilometer auskommt; dazu Allradantrieb und Sechsgang-Doppelkupplungsgetriebe. Die Ausstattung: Was an sinnvollen elektronischen Helfern zu haben ist, kann in den Superb eingebaut werden. Schon ab Werk ist das in der Ausführung «Style» grosszügig. Vom elektrisch verstellbaren Fahrersitz über Bi-Xenon-Scheinwerfer mit LED-Tagfahrlicht bis zu einem Regenschirmfach mit Regenschirm in der Fahrer- und Beifahrertür – zu einem sehr anständigen Preis natürlich.

### Die Hose sitzt

Der Skoda Superb ist wie eine gutsitzende Hose, mit der man in 90 Prozent aller Situationen richtig gekleidet ist: wenn man dazu einen Veston trägt oder wenn man samstags einen Freizeitpullover überstreift und damit (und mit dem Skoda) ins Einkaufszentrum fährt. Der Kofferraum öffnet übrigens automatisch, wenn man mit dem Autoschlüssel im Sack den Fuss hinten rechts unter den Stossfänger hält. Das ist praktisch, wenn man in beiden Händen eine schwere Einkaufstasche trägt und unter dem Arm eine Familienpackung Toilettenpapier.

Kurz, es gibt viel, was für einen Skoda spricht, und nur wenig, was man dagegen einwenden könnte.

Skoda Superb Limousine Style 2.0 TDI  
Leistung: 190 PS/140 kW, Hubraum: 1998 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 237 km/h  
Preis: Fr. 43 020.–, Testauto: Fr. 52 018.–





«Mein Traum»: Filmmacher und Frühreifer Keller, 30.

MvH trifft

## Christian Keller

Von Mark van Huisseling — «Christian wer?», hörte der neunzehnjährige Schweizer, als er Geld und Talente suchte. Doch sein Film wurde ein Hit.

Sie haben mit neunzehn über eine Sängerin mit Namen Gloria Trevi gelesen, über ihren Erfolg, ihren Sexskandal, dass sie im Gefängnis war ... Und dann beschlossen, ihr Leben zu verfilmen?» – «Ja, genau, ich war sofort bewegt von der Geschichte, es war intuitiv, ich hab gedacht: «Das möcht' ich umsetzen.» Ich war sehr jung und hab gemeint, dass es viel einfacher wird. Ich hab fast niemanden gekannt und hatte keine Erfahrung, aber ich hab rumtelefoniert, versucht, selber ein Drehbuch zu schreiben, einfach Fortschritte zu machen.» – «Waren Sie filmaffin und in dieser Welt ein wenig zu Hause?» – «Ja, ich hab gesucht nach einem Film, den ich machen kann. Ich wollte vorher schon Filme entwickeln, mit fünfzehn oder so, das war mein Traum.»

Christian Keller, 30, ist ein Schweizer Filmmacher; sein erster Film «Gloria», über die Laufbahn und das private Leben von Gloria Trevi, einer der erfolgreichsten Sängerinnen Mexikos, kam 2015 in Mexiko ins Kino, nachdem er fast

zehn Jahre daran gearbeitet hatte. Der Film wurde gleichzeitig in 1300 Kinos des Landes gezeigt und hatte seither über eine Million Zuschauer. Keller wanderte mit siebzehn ohne Eltern – der Vater ist ein Schweizer Geschäftsmann, die Mutter eine österreichische Handarbeitslehrerin – von Zürich nach Kanada aus mit dem Ziel, Filme zu machen. Während eines Aufenthalts in New York bekam er die Story der «mexikanischen Madonna» aus der Zeitung mit – die Popsängerin war im Jahr 2000 zusammen mit ihrem damaligen Ehemann und Musikproduzenten Sergio Andrade verhaftet worden: weil sie Komplizin ihres Manns gewesen war, der während Jahren Beziehungen zu zahlreichen, zum Teil minderjährigen Sängerinnen, mit denen er gearbeitet hatte, unterhielt. Sie kam für fünf Jahre ins Gefängnis, er für ein halbes Jahr länger. Nach ihrer Freilassung ist es Gloria Trevi gelungen, ihre Karriere erfolgreich fortzusetzen – die heute 48-Jährige hat bisher über 20 Millionen

Tonträger verkauft, sie lebt mittlerweile in Amerika; Andrade, 60, hat es nicht geschafft, seinen Erfolg als Songschreiber und Produzent fortzusetzen. Kellers Film «Gloria», der zurzeit in Kinos in Zürich sowie im Kino «Trafo» in Baden gezeigt wird, ist auf DVD erhältlich; bei IMDb, der Online-Filmdatenbank, wurde er mit 6,5 von 10 Punkten benotet, in der *New York Times* als «hochwertiges Popstar-Porträt» beschrieben. Keller lebt zurzeit in Los Angeles.

«Sie haben *big shots* für den Film gewonnen, etwa Barrie M. Osborne als Produzenten [hat zuvor «The Lord of the Rings» oder «The Great Gatsby» von 2013 produziert], wie haben Sie das gemacht?» – «Ich hab versucht, ein Netzwerk aufzubauen – Leute, die mich anderen Leuten vorstellen ... Aber, um ehrlich zu sein, viele Leute, die ich schlussendlich hab überzeugen können, hab ich einfach angerufen. Überraschenderweise haben sie dann ein Meeting mit mir gemacht. Erst dann hab ich ihnen von der Geschichte erzählt.» – «Sie haben jahrelang um die Rechte verhandelt – weshalb? Die Geschichte war ja öffentlich sozusagen.» – «Stimmt, aber in unserem Fall war es speziell – ich musste leider fast ein *lawyer* werden –, weil es um eine Sängerin ging: Sie hat die Rechte an ihrer Musik, und wir konnten den Film nur mit ihrer Musik machen. Den Financiers und Distributoren [er hat umgerechnet sechs Millionen Franken bei privaten Investoren und der mexikanischen Filmförderung gesammelt] wäre es zu heiss gewesen ohne Rechte. Zusätzlich wollten wir Gloria interviewen. Sie hat uns dann doch verklagt.» – «Weshalb, sie hat doch die Rechte an Sie verkauft?» – «Sie wurde immer erfolgreicher, hat viele Leute um sich gehabt, andere Manager ... Ich glaub', sie haben Angst bekommen.» – «Banale Frage, konnten Sie schon Spanisch?» – «Nein, null. Ich hab's lernen müssen. Ich bin nach Mexiko gezogen für die letzten drei Jahre [der Arbeit am Film].»

«Wovon haben Sie gelebt in der ganzen Zeit?» – «Meine Familie hat mich unterstützt. Es hat schwierige Zeiten gegeben, ich hab mal sechs Monate in Texas irgendwo bleiben müssen, bis ein Vertrag unterschrieben war, da hab ich dreissig Kilo abgenommen, weil ich kein Geld zum Essen hatte.» – «Die grosse Frage, nehmen Sie's mir nicht übel: Wie konnten Sie im Boot bleiben? Weshalb haben die *big shots* nicht gesagt: «Danke bis hierher, jetzt übernehmen wir.»?» – «Ich hab die Leute sorgfältig ausgewählt. Die Zusammenarbeit mit dem Produzenten etwa war auf Vertrauensbasis, wir haben die Rechte fifty-fifty geteilt, er konnte nichts ohne meine Unterschrift machen ... Unglaublich eigentlich, auf dem Level.» – «Was werden Sie als Nächstes tun?» – «Einen Film machen, hoffe ich. Ich bin am Drehbücherlesen.»

Sein liebstes Restaurant: «Ein Schweizer Restaurant in Mexiko, wo wir immer Raclette und Fondue essen waren.»  
«Kuh», Amargura 14, San Angel, Mexico City,  
Tel. +52 55 5550 0181

	1			2		3	4		5				6		
7		8	9								10	11		12	
13						14		15		16					
17						18									
		19								20					
	21					22		23		24				25	
26						27						28			
	29					30				31					
33						34	35					36		37	38
39									40						
						41								42	
43										44					

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Norm in geballter Form

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 3 Textil: Bei ihr geht Schutz und Show oft in einem. 7 Es wandelt sich von Rot über Blau bis zu Grün. 10 Logis mit coolem Ambiente. 13 Man kann es als festliche Tracht betrachten. 14 Die Partei Gottes, der Nahe Osten lässt grüssen. 17 Tierischer Ausflug, wiehern inbegriffen. 18 In den USA ist er aufs Schenken spezialisiert. 19 Märchenhafte, die man einst verbrannte. 20 Tetraethylsilan in höchst konzentrierter Form. 21 Dabei geht es um dynamische Schläge im Grünen. 22 Wenn Mama es nicht mag, ist das Kind wohl so. 26 Zwischen flüssig und fest und ein Fest für die Kleinen. 27 Man mag sie schlank wie wohl gerundet, Hauptsache, ihr Duft betört. 28 Man hat es vor sich, wenn man sich über die Distanz abquält. 29 Rückblickend erinnert der italienische Abend an diesen griechischen Gott. 31 Der von Karl May aus dem Orientzyklus. 33 Das Eigenschaftswort passt zu sportlichen Typen. 34 Der Grosse ist nicht so hoch wie der Kleine, dort zwischen Kärnten und Friaul. 36 Postzugraub 1963 – ja, mit ihm als Kopf. 39 In einer Weise beträchtlich, und zwar in der Art unangenehm. 40 Mit dem Image verwandt, auch den Franzosen bekannt. 41 Machen Eltern und Chefs im besseren Fall. 42 Eigenschaft, die auf viele gelebte Jahre schliessen lässt. 43 Sie sind rund und gross oder klein. 44 Der Stern macht sie zum glanzvollen Ereignis.

**Senkrecht** — 1 Ziemlich haarige Geschichte, wie sie zwischen den Fronten tanzte. 2 Ringkampf der vietnamesischen Art. 3 Brecht und seine heilige der Schlachthöfe. 4 Verbindung: vielleicht harmonisch, sicher organisch. 5 Geografisch nahe, ideologisch weit von den USA entfernt. 6 Charakterisiert irgendwie das Sommerloch. 7 Die Halbinsel heisst wie der Vorort von Luzern. 8 Braucht es eine von Wasser, hilft Zeolith. 9 Das Schicksal der Seele ist laut Schiller in sie geschrieben. 10 Ordnungshütern nicht egal, da nicht legal. 11 Mit hartem, transparentem Stoff kennt er sich aus. 12 Einst Pilotin und Pionierin im Handel mit erotischem Zubehör. 15 Esshilfe im Fernen Osten. 16 Für Fans: französische Automarke, zwischen 1921 und 1928. 18 Einzig und allein dies lassen Romands gelten. 21 Bekannt, der von Copacabana in Rio. 23 Vom G, so der Musiker, führt der Weg hinauf zu ihm. 24 Männliches Pendant der Zehe. 25 Kommt bei finanziellen Engpässen zum Einsatz. 30 Pallen verhindern, dass es sich rückwärts dreht. 32 Mit ihm hinunter in ungewisse Tiefen. 33 Zur Abwehr stehen sie auch hinter Panzern. 35 Historisch, sportlich, musikalisch, kämpferisch, griechisch. 37 Wie ein Gangster einen FBI-Beamten sieht. 38 Paul Valéry und Georges Brassens lokale Gemeinsamkeit. 40 Wie auf dem Wasser im Winde die Wende gelingt.

**Lösung zum Denkestoss Nr. 456**

G	Z	D	U	R	S	T	T	R	A	N	S		
I	S	E	R	E	E	H	R	E	A	L	O	E	
F	O	T	O	K	O	P	I	E	B	I	E	R	E
U	P	A	L	A	O	P	E	R	S	A	T	Z	
R	A	N	I	S				I	O	S	E		
S	A	R	N	E	N	K		E	D	A	M	W	
E	N	I	D	T	A	L	M	U	D	O	L	E	
K	E	A	R	M	E	E		S	H	R	E	K	
A	R	C	A	O	P	E	R	A	A	G	I	O	
N	A	H	U	M	E		A	R	A	F	A	T	
S	U	E	D	A	F	R	I	K	A	E	N	E	Z
B	R	I	E	E				D	I	N	A	R	

**Waagrecht** — 3 DURST 7 TRANS 12 ISERE (Reise) 15 EHRE 16 ALOE 17 FOTOKOPIE 18 BIERE 19 UPALA 20 OPER 22 SATZ 23 ANIS 25 IOS 27 SARNEN 30 EDAM (Dame) 33 ENID 34 TALMUD 37 OLE (span. Ausruf, skand. Vorname) 39 ARMEE 40 SHREK (- Der tollkühne Held: Filmtitel) 42 ARCA (ursprünglich f. Geldkiste, span. f. Truhe) 45 OPERA (it. f. Oper) 47 AGIO (it. f. Musse) 48 NAHUM 50 ARAFAT 51 SUEDAFRICA 52 ENEZ 53 BRIE 54 DINAR (Währung Tunesiens)

**Senkrecht** — 1 GIFU 2 ZETA 3 DEKANE 4 REPOS (franz. f. Erholung) 5 SHIP (engl. f. Schiff) 6 TREE (engl. f. Baum) 8 RAISSA (Gorbatschows Gattin) 9 ALEA (lat. f. Würfel) 10 NORTE (Wind, auch span. f. Norden) 11 SEEZ 13 SOPRAN 14 ROLAND 21 RIEU (André: Violinist, Arrangeur, Produzent) 24 INTRO 26 ODDS 27 SEKANS 28 RIECHER 29 KLEE 31 MORGANA 32 WEKO (Abk. f. Wettbewerbskommission) 35 AMPERE (Einheit d. elektr. Stromstärke, geht auf den Physiker Ampère zurück) 36 MERAK (Marke) 38 LEITER 41 HAFEN 43 RAUB 44 AUDI 46 ARAD 49 MAE (port. f. Mutter)

**Lösungswort** — GASTRONOMIE



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

# DER NEUE SUBARU XV 4x4. AB FR. 22'900.-.

- Noch mehr 4x4-Vergnügen fürs Geld.
- Sportlicher Crossover.
- Vollausgerüsteter Kompakt-SUV mit 22 cm Bodenfreiheit.
- Top-Audio-Anlage.
- 1,6 Liter mit 114 PS bis 2,0 Liter mit 150 PS.
- Auch mit Lineartronic-Automat mit 6-Gang-Manual-Modus (Schaltwippen).
- Auch mit SUBARU BOXER DIESEL (2,0 Liter, 147 PS).
- Auch mit exklusivem Tabacco-Leder.



Wie immer bei Subaru 4x4:  
Allradantrieb gratis!

DER 4x4 FÜR DIE SCHWEIZ

 **SUBARU**  
*Confidence in Motion*

Abgebildetes Modell: Subaru XV 2.0i AWD Swiss two, man., 5-türig, 150 PS, Energieeffizienzklasse F, CO<sub>2</sub> 160 g/km, Verbrauch gesamt 7,0 l/100 km, Fr. 28'700.- (inkl. Metallic-Farbe). Subaru XV 1.6i AWD Swiss one, man., 5-türig, 114 PS, Energieeffizienzklasse F, CO<sub>2</sub> 151 g/km, Verbrauch gesamt 6,5 l/100 km, Fr. 22'900.- (mit Farbe Desert Khaki oder Hyper Blue). Durchschnitt aller in der Schweiz verkauften Neuwagenmodelle (markenübergreifend): CO<sub>2</sub> 139 g/km.

[www.subaru.ch](http://www.subaru.ch) SUBARU Schweiz AG, 5745 Safenwil, Tel. 062 788 89 00. Subaru-Vertreter: rund 200. [www.multilease.ch](http://www.multilease.ch). Unverbindliche Preisempfehlung netto, inkl. 8% MWSt. Preisänderungen vorbehalten.